Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 134 (1956)

Artikel: Die Stadtbefestigung von Basel : Beschreibung der Wehranlagen nach alten Plänen und Bildern

Autor: Müller, C.A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006907

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE STADTBEFESTIGUNG VON BASEL

Beschreibung der Wehranlagen

nach alten Plänen und Bildern

Von C. A. Müller

134 Neujahrsblatt

Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung

des Guten und Gemeinnützigen

EM 47 : 134

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BASEL

Ersatz

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn, Basel 1956

Buchdruckerei Karl Werner AG., Basel

INHALTSVERZEICHNIS

I. Teil:

Die städtischen Wehranlagen nach alten Bildern

Einleitung: Von den Bildern Alt-Basels 7

1. Die innere Großbasler Ringmauer 8

Der Harzgraben 10

Kunos-Tor oder St. Alban-Schwibbogen 11

Albangraben und Aeschen-Schwibbogen 12

Die innere Mauer im Birsigtal 14

Vom Birsig zum Leonhardsgraben 15

Der Spalen-Schwibbogen 18

Der Petersgraben 19

Das Kreuztor oder der St. Johann-Schwibbogen 22

Der Seidenhof 23

2. Die äußere Befestigung Großbasels 25

Im St. Albantal 26

Das St. Albantor 28

Vom St. Albantor zum Aeschentor 29

Das Aeschentor 31

Vom Aeschentor zur Elisabethenschanze 32

Das Steinen- oder Hertor und die Talbefestigung 34

Von der Steinenschanze zum Spalentor 37

Das Spalentor 39

Vom Spalentor zum Hohen Wall 41
Vom Hohen Wall zum St. Johanntor 45
Das St. Johanntor und die Rheinschanze 47

3. Die Rheinufer-Befestigung Großbasels 49
Der Salzturm und das Rheintor 49
Von der Schifflände zum Seidenhof 52
Vom Seidenhof zum Thomasturm 53
Von der Schifflände zum Harzgraben 55
Vom Harzgraben zum St. Alban-Letziturm 57

4. Die Befestigung von Kleinbasel 60
Von der Rheinbrücke zur Kartause 61
Von der Kartause zum Riehentor 64
Das Riehentor 65
Vom Riehentor zum Rumpelturm 68
Das Bläsitor 70
Rings um das Klingental 72

II. Teil:

Die Schleifung der Befestigungswerke im 19. Jahrhundert

Die ersten Verluste 75
Der Schanzenstreit 78
Rascher Abbruch 82

Die Photographien, die als Vorlagen für die Wiedergabe der Bilder benützt wurden, sind der Sammlung der Basler Denkmalpflege entnommen worden. Wir danken dem Denkmalpfleger, Herrn Dr. F. Zschokke. Ferner sind wir dem Basler Staatsarchiv und dem Kupferstichkabinett für freundliche Hilfe zu Dank verpflichtet.

I. Teil

Die städtischen Wehranlagen nach alten Bildern

Von den Bildern Alt-Basels

Nachdem wir uns im vergangenen Jahre (133. Neujahrsblatt, 1955) mit der geschichtlichen Entwicklung der Basler Stadtbefestigung beschäftigt haben, gilt es diesmal, die Sicherung der Stadt durch Tore, Türme, Bollwerke und Bastionen in ihren baulichen Einzelheiten kennen zu lernen. Das tun wir am besten, indem wir in einem Rundgang die ganze alte Stadt umwandern, sowohl Großbasel wie Kleinbasel, und im ersteren sogar auf zwei Arten; denn wir dürfen hier die innere, ältere Stadtbefestigung, die ebenfalls bis ins 19. Jahrhundert hinein bestand, nicht außer acht lassen. Bei diesen Wanderungen müssen wir uns heute bei jedem Abschnitt der Befestigung die alten Bilder vor Augen halten, die uns erfreulicherweise beinahe von jedem Tor und Turm und jeder Mauerstrecke eine Ansicht bieten. Basel hat das große Glück, daß es in der Vergangenheit eine ganze Reihe von trefflichen Zeichnern und Malern besaß, die das meiste von dem, was wir heute leider nicht mehr aufrecht vor uns sehen, mit Stift und Pinsel festgehalten haben. Mit besonderem Dank dürfen wir uns zweier Männer erinnern, denen wir in besonderem Maße die Kenntnis vom ehemaligen Aussehen unserer Stadt verdanken: es sind dies *Matthäus Merian* (1593–1650) und *Emanuel Büchel* (1705–1775). In den Jahrzehnten, in denen Merian lebte, erfuhr der Wehrgürtel Basels seinen letzten Ausbau. Deshalb können wir auf den Stichen, die uns dieser Künstler hinterlassen hat, genau verfolgen, welche Bauwerke im 17. Jahrhundert zu denen der vorhergehenden Zeit hinzukamen. Als Büchel von 1735 an seine sorgfältigen Zeichnungen zu Papier brachte, war die Kriegsbaukunst schon derart kompliziert geworden, daß die Basler Stadtväter die Kosten für den zeitgemäßen Ausbau der Verteidigungswerke scheuten. So konnte der Zeichner nur einen Bestand festhalten, der bald hundert Jahre vorhanden war. Noch hielt der Rat darauf, daß die alten Wehrbauten in gutem Stand gehalten

wurden; aber da und dort merken wir gleichwohl, daß der ursprüngliche Zweck vergessen und manches Werk in einen Dornröschenschlaf versunken war.

Nach dem Ende des 18. Jahrhunderts mehrten sich die Künstler, welche mit viel Hingabe – die einen mehr vom Malerischen, die andern mehr von den baulichen Einzelheiten beeindruckt – die Befestigungswerke festhielten. Manche Zeichner fanden sich ein, wenn ein Tor oder Turm vom Abbruch bedroht war. Nur wenige Teile des ganzen Berings haben keine solchen Liebhaber gesehen; sie sind aber immerhin in Gesamtdarstellungen Basels festgehalten, so daß wir bei unsern Rundgängen uns allenthalben ein gutes Bild des einstigen Aussehens machen können.

1. Die innere Großbasler Ringmauer

Was die frühe Zeit von Basels Bestehen an Befestigungen geschaffen hat, ist im späteren Mittelalter bis auf wenige Spuren verschwunden. Hin und wieder kommen bei Grabungen Mauerzüge im Boden zum Vorschein. So bestätigte ein Fund, der im Laufe dieses Sommers beim Umbau des Zunfthauses zum Schlüssel an der Freien Straße gemacht wurde, daß die Ringmauer der Oberstadt tatsächlich an dieser Stelle hindurchgeführt hat (Neujahrsblatt 1955, S. 14). Von einer frühen Sicherung der Basler Talstadt hat sich einzig der «Salzturm» an der Schifflände bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten; dadurch wurde es möglich, daß wir über dieses ehrwürdige Bauwerk durch Bilder genauer unterrichtet sind. Erst der Mauerring, der kurz vor oder wenig nach dem Jahre 1200 die Stadt auf einheitliche Weise umschloß, hat seinen Bestand so lange bewahrt, daß wir nicht nur seinen Verlauf aufs genaueste kennen, sondern auch Darstellungen genug davon besitzen, so daß uns jedes Tor und jeder Turm wenigstens in der Erinnerung vertraut geblieben ist.

Die Tatsache, daß in Basel eine ältere Befestigung sozusagen intakt erhalten blieb, auch nachdem ein starker Mauerkranz außerhalb davon mit vermehrten Toren und Türmen entstanden war, ist höchst beachtenswert. Zwar finden wir solche Zeugen der Stadtentwicklung auch andernorts. So erfreuen wir uns noch heute in Bern des Zeitglocken-

turms, der einem älteren Stadtabschluß sein Dasein verdankt, aus gleichem Grunde in Solothurn eines gleichnamigen trutzigen Bauwerks; im elsässischen Städtchen Rappoltsweiler trennt ein Tor den untern Gassenteil vom obern, so auf das Wachstum des Ortes hinweisend. In Rothenburg ob der Tauber, der durch ihren unberührten Bestand hochgeschätzten fränkischen Stadt, sind es gerade die Gassenbilder am innern Bering, die besonders malerisch wirken, und auch Nürnberg, die große und kunstliebende Reichsstadt, besaß bis zu ihrer Zerstörung im letzten Kriege mehrere Türme und Tore einer älteren Stadtbefestigung. Basel war die einzige Stadt der Eidgenossenschaft, wo ein innerer Mauergürtel bis ins 19. Jahrhundert erhalten blieb. Mehr als anderswo scheint man bei uns jene Wehrbauten, die in ihrem Zweck durch eine äußere Befestigung abgelöst worden waren, stehengelassen zu haben, sei's weil man sich die Kosten des Abbruchs ersparen wollte, sei's weil man für sie immer wieder anderweitige Verwendung fand, so etwa als Träger von Uhrwerken. Erst die Jahrzehnte von 1840 bis 1870, die mit den äußeren Festungswerken aufräumten, sind auch für die älteren Zeugen des baslerischen Wehrwillens verhängnisvoll gewesen.

Nicht nur die Maler der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben mit Vorliebe die Bauwerke des innern Stadtberings festgehalten, auch die ersten, welche die Erfindung der Photographie auswerteten, verstanden es, die bis in die 1860er und 1870er Jahre stehengebliebenen Wehrbauten an den inneren Gräben mit Bildern zu sichern, welche die Nachwelt als vollkommene Dokumente für den Tatsachenbestand ansieht. Außer diesen beiden Arten von bildlichen Nachweisen besitzt Basel jedoch im Kranz der Grabenstraßen vom Albangraben bis hinüber zum Totentanz eine ausgezeichnete Bezeugung für den einstmaligen Umfang der Stadt und ihre damalige Sicherung. Diese Straßenzüge, auf den inneren Gräben angelegt, bilden für das heutige Verkehrsnetz Großbasels ein sicheres und nicht wegzudenkendes Rückgrat.

Wenn wir nun den alten Stadtkern umwandern – beginnend an der Wettsteinbrücke und endend am obern Blumenrain –, so werden wir unterwegs noch manchen Überresten des Wehrgürtels aus der Zeit um 1200 begegnen, die wir gewöhnlich kaum beachten. Selbst die rege Bautätigkeit der letzten Jahrzehnte hat sich nicht an ihnen vergreifen können.

Der Harzgraben

Beginnen wir unseren Rundgang dort, wo der Münsterhügel vom übrigen hochgelegenen Gebiet durch eine quer ins Land hineinstrebende Mauer abgetrennt war. Seit die Römer den gegen die Birsigmündung vortretenden Hügelsporn für eine Wehranlage ausgenützt hatten, war die Stelle, wo der Hügel mit dem Hochgestade zusammenhing, von besonderer Bedeutung gewesen und hatte eine sorgfältigere Sicherung benötigt als die übrigen Seiten, die durch den Steilabfall zum Rhein oder zum Birsig durch natürliche Mittel genügend geschützt waren. Hatte die älteste Umwehrung Basels schon einen kleinen Graben ausgenützt, der sich einerseits zum Rhein (beim späteren Ramsteinerhof) und anderseits anstelle der Bäumleingasse gegen das Birsigtal hinabzog, so waren die Erbauer der einheitlichen Ringmauer vom Ende des 12. Jahrhunderts nicht minder geschickt vorgegangen und hatten sich einen zweiten Einschnitt, der die Rheinhalde durchfurchte, für ihre Zwecke nutzbar gemacht, den sogenannten «Harzgraben». Am Rheinufer unten wurde dieser, gewiß künstlich erweiterte Graben durch einen Turm gesichert, der heute als malerische «Kapelle» in Erscheinung tritt; die Fundamente, auf der das kleine Bauwerk sich erhebt, gehören bestimmt noch der alten Stadtbefestigung an. Von diesem Turm am Ufer zog sich die Mauer zu einem weiteren, schon hoch an der Halde stehenden hinauf; dieser steckt mit einem Teil in der sich heute über das Niveau der Straße erhebenden Gartenterrasse. Von diesem obern Turm weg strebte die Mauer weiter aufwärts zum Ausgang der alten St. Ulrichsgasse, die später, als die Herren des Deutschritterordens sich nach 1250 außerhalb der alten Pfarrkirche St. Ulrich ansiedelten, den Namen Rittergasse bekam. Das Ritterhaus in Basel war nie besonders reich, besaß aber immerhin eine Kapelle, die noch besteht, und ein stattliches Gebäude, das mit seinem Hauptflügel auf der Stadtmauer am Harzgraben aufsaß und sich westlich an den die Rittergasse abschließenden Torturm anfügte. Vielleicht hatten die Insassen einst auch die Verpflichtung übernommen, diesen Abschnitt der Basler Ringmauer im Kriegsfall zu verteidigen. Auf dem großen Stadtprospekt von Matthäus Merian aus dem Jahre 1615 sehen wir deutlich, wie Haus und Garten der Deutschritter an die innere Stadtbefestigung anstießen und wie der Graben sich schon von der Torbrücke an recht tief gegen den Rhein hinabsenkte. Der untere Abschluß

war wohl zu Ende des 16. Jahrhunderts, als die Uferwehren in besseren Stand gebracht wurden, mit weiterem Mauerwerk versehen worden.

Durch den Bau der Wettsteinbrücke 1876/79 hat sich der Harzgraben eine völlige Veränderung gefallen lassen müssen. Im oberen Teile wurde er aufgeschüttet, um in das gleiche Gefälle mit der Brückenfahrbahn zu kommen. Gleichzeitig wurden auch Türme und Schanzen, die den unteren Abschluß verwahrten, verdeckt oder gänzlich zum Verschwinden gebracht.

Kunos-Tor oder St. Alban-Schwibbogen

Schon in einer Urkunde vom Jahre 1254 wird das Tor, das den Durchgang zwischen der Rittergasse und St. Alban vermittelte, «Cunos-Tor» genannt. Nach einer alten Sage soll einst ein Müller namens Cuno, der zum Tode des Erhängens verurteilt worden war, durch den Bau dieses Tores sein Leben gerettet haben. Vielleicht gab zu dieser Deutung jene merkwürdige Steinfigur Anlaß, die über dem äußeren Torbogen angebracht war. Dieses romanische Relief aus der Zeit um 1200, das heute im Historischen Museum aufbewahrt wird, zeigt die auf einem Löwen stehende Gestalt eines Mannes, der sich mit der linken Hand an den Hals greift. Eher rührt der Name des Tores jedoch vom Angehörigen eines Geschlechtes her, das aus der Hand des Bischofs die Hut über diese wichtige Stelle der Stadtbefestigung übernommen hatte. Später wurde das Tor aus unbekannten Gründen auch «Bärenhuet» oder gar «Bärenhaut» geheißen.

Nach dem Bau der äußeren Mauer zu Ende des 14. Jahrhunderts verlor der Torturm seine eigentliche Bedeutung. Seine Gelasse wurden fortan als Gefängnisse benutzt. Neben zwei heizbaren Stuben für die Untersuchungsrichter gab es hier eine sogenannte «harte Gefangenschaft», das «Bärenloch» genannt; ein anderer Raum hieß «das Vogelkäfig», daneben bestanden der «Brandstätter», «des Teufels Küche» und «der Kratzer». Die Verwahrung muß aber keine sichere gewesen sein; denn 1730 und 1811 hören wir vom Ausbruch von Gefangenen. 1807, nach der ersten Auffüllung am Harzgraben, konnten Insassen eines unteren Gelasses mit der Außenwelt verkehren. Jede Instandsetzung erschien nutzlos, da der Turm eben nicht für diesen Zweck geschaffen war.

Im Jahre 1736 war die Rede von einer Turmuhr, die aber erst zehn Jahre später, als die Vorstadtgesellschaft zum «Hohen Dolder» bestätigte, wie nötig eine solche in ihrer Gegend sei, angebracht wurde. Wahrscheinlich war Hans Georg Enderlin ihr Verfertiger, der 1736 eine den Lohnherren zu teure Offerte eingereicht hatte. Jetzt bekam der Turm drei Zifferblätter und die zwei lustigen Barockgiebel für die Glocken.

Schon im Jahre 1808 verlangten die Anwohner an der Rittergasse in einer Eingabe, der Turm, der die Gasse verunstalte und bei den nächsten Anwohnern «oft Eckel» errege, sei abzubrechen. Obschon einige der unterzeichnenden Herren einen Beitrag für die Verlegung der Gefängnisse versprachen, wurde der Antrag abgelehnt, besonders auch in Rücksicht auf die Uhr. 1821 wurden die Gefängnisse in den «Lohnhof» verlegt und die Folterwerkzeuge, die bisher im Turm verblieben waren, weggeschafft und vernichtet. Der Bau selber blieb der Uhr wegen weiterbestehen; man errichtete sogar an der Westseite einen Anbau mit einer weiteren Durchfahrt und dem neuen Aufgang zum Uhrwerk; in diesen Anbau wurde die sogenannte «Mehlwaage» verlegt, die bisher in der Dompropstei untergebracht war, und eine neue Wohnung im Tor an Private, an den «Herrendiener» und an Polizisten ausgemietet. Ein neuer Vorstoß der nächsten Nachbarn am Tor links und rechts führte 1842 deshalb zu keinem Ziel, weil die beteiligten Familien über ihre Beiträge zum Abbruch uneins wurden. Erst im Sommer 1878 schlug dem ehrwürdigen Bauwerk die Todesstunde; weil der Bau der Wettsteinbrücke die Tieferlegung der äußeren Rittergasse erforderte, war der Abbruch nicht mehr aufzuhalten. Die nun überflüssig gewordene Uhr wurde im folgenden Jahre der Gemeinde Metzerlen am Blauen geschenkt, die im November 1878 durch den Brand ihrer Kirche schwer geschädigt worden war. So hatte der Untergang des Turmes wenigstens eine gute Tat im Gefolge.

Albangraben und Aeschen-Schwibbogen

Vom Torturm der «Bärenhaut» weg zog die innere Ringmauer in gerader Richtung zum zweiten Stadttor, das sich dort befand, wo die dem Münsterhügel entlangziehende Freie Straße die Höhe erreichte. An dieser Strecke der Befestigung zeigt der eine Plan von

Matthäus Merian, der von Südwesten aufgenommen ist, drei unbedeutende turmartige Vorbauten, die zur Verteidigung dienten. Der andere Merian'sche Stich, von Norden gesehen, weist in diesem Teil des Grabens zwei kleine Rundbogenbrücken auf, die wohl den Wasserleitungen des Münsterbrunnwerkes dienten.

Der Albangraben, in dem lange Zeit der Stadtbüchsenmacher seine Werkstatt besaß, wurde schon im Jahre 1786 aufgefüllt; der schmale Weg, der an seiner Außenseite entlangführte und an dem schon seit dem 16. Jahrhundert ein paar stattliche Bauten, darunter der «Württembergerhof», standen, erhielt dadurch die heutige Breite.

Das Tor am Ausgang der Freien Straße, auf das die Straße von den Jurapässen her zuführte, war schon immer von besonderer Bedeutung für die Stadt gewesen, sozusagen als altes Gegenstück zu den Türmen an der Schifflände. Schon 1261 wird es als Eschemertor erwähnt, nach einem Nachbarn oder die Torhut innehabenden Herrn Eschemar, der vielleicht dem Geschlechte der «zum Tor» angehörte. Im genannten Jahre nämlich lieh das Kloster St. Urban dem Meister Johann zum Tor und seinen Schwestern Bela und Gisela Teile eines Hauses beim Eschemertor gegen Zins aus.

Nachdem die Vorstadt und die äußere Stadtbefestigung entstanden waren, blieb der Torturm in jener gedrungenen Gestalt bestehen, wie wir diese bei allen Zugängen des inneren Berings erkennen können. Das Bauwerk diente später als Uhr- und Glockenturm; schon auf einer Zeichnung Hans Heinrich Glasers von 1645 sehen wir an der Innenseite des Torturms ein großes Zifferblatt. Ein ähnliches wird die Zeit nach außen hin angezeigt haben; denn auf dem Stiche von Merian aus dem Jahre 1615 trägt der Turm über seiner Außenwand ein spitzes Glockentürmchen, das in der Barockzeit eine zeitgemäße Änderung erfuhr. Im Zinnenkranz hing das Glöcklein zwischen Rollwerk; darüber stieg eine Pyramide hoch.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts wurde an die Außenseite des Torturms, gegen den Steinenberg hin, ein kleines Wohnhaus für den Zoller angefügt. Auf der anderen Seite stieß das Haus des Staatsschreibers an den Turm an; es bildete zwischen dem Albangraben und dem bis zur obersten Freien Straße hinführenden Luftgäßlein einen langgezogenen, schmalen Trakt.

Das malerische Bild des Schwibbogens, wie es Constantin Guise und andere Künstler der Biedermeierzeit festhielten, mußte leider bis zum

Jahre 1841 völlig verschwinden. Erst wurde der Graben ausgefüllt, die steinerne Brücke und das sich anlehnende Zollerhäuschen beseitigt; kurz darauf fielen auch der Torturm und die Staatsschreiberwohnung. 1842 wurde an der Ecke gegen den Steinenberg der aufwändige Schilthof erbaut, der die endgültige Veränderung dieses Stadtteils nach sich zog.

Die innere Mauer im Birsigtal

Für die Erbauer einer mittelalterlichen Ringmauer bedeutete die Überquerung eines Tales und eines Flusses stets ein besonderes Problem. Besonders der Einlauf des Birsigs zwang zu besonderer Sicherung. Aber auch die beidseitig zur Flußrinne absteigenden Mauerteile bedurften eines erhöhten Schutzes, damit die tiefliegenden Stadtquartiere von den seitlichen Höhen nicht allzu gut eingesehen werden konnten.

Aus diesem Grunde ragte die Mauer hier denn auch ziemlich hoch auf und war schon wenig unterhalb des Aeschenschwibbogens durch einen Halbrundturm verstärkt, der auf Merians Stich von 1615 noch zu erkennen ist. Er wurde 1643 abgebrochen; seine Steine dienten zur Reparatur des kurz zuvor eingestürzten Birsigwuhrs in Binningen. In gleicher Richtung lief die Mauer am Steinenberg, der damals «*Rahmengraben*» hieß, sodann auf einen mitten im Bett des Birsig stehenden Turm zu, der bezeichnenderweise «*Wasserturm*» hieß. Geteilt floß das Wasser an ihm vorbei in die Stadt und fiel bei der Innenmauer des Turms über eine gemauerte Stufe hinunter, die jeden Einlaß verhinderte. Wenige Schritte weiter westlich stand ein zweiter, ebenfalls mit Zinnen bekrönter Turm, der *Esel-* oder *Henkersturm*, der hier beim ziemlich steil abfallenden linken Talhang Wache hielt. In seinem Innern befanden sich einige Gelasse, die hin und wieder Gefangene aufnehmen mußten. Doch waren diese derart schlecht und feucht, daß man in einem humaneren Zeitalter, 1819, davon absah, Sträflinge hier unterzubringen.

Schon im Juli 1260 ist vom «*Eseltürlein*» die Rede – die Bezeichnung rührt von einem Anwohner namens Ezzelin her –, einem schmalen Ausgang aus der innern Stadt nach der offenbar schon damals in raschem Entstehen begriffenen Steinenvorstadt. Aber obgleich dieses Quartier vom Ende des 14. Jahrhunderts in der äußern Stadtbefesti-

gung mit einem eigenen Tor versehen wurde, blieb der Zugang vom Barfüßerplatz her gleich eng. Er bestand aus einem kleinen Schwibbogen, der erst 1765 abgebrochen wurde.

Auf einem Bilde, das Maximilian Neustück im Jahre 1820 aufnahm, sehen wir noch immer die hohe gezinnte Mauer zum Wasserturm und zum Eselturm herabziehen. Der Graben davor war von der Webernzunft belegt, die hier ihre Stoffe auf Rahmen ausbreitete; leichte Holzbauten lehnten sich von außen an die Ringmauer an. Vor dem ziemlich breiten Graben überquerte der sogenannte «Lange Steg», ein leichtes hölzernes Brücklein für Fußgänger, die tiefste Stelle des Birsigtales vom Anfang der Steinenvorstadt weg bis zum «Kasernenplatz» vor dem ehemaligen Steinenkloster. Neben dem rechten Brückenende befand sich am Birsigufer der «Blömlibrunnen», zu dem die wasserholenden Hausfrauen und Mägde auf zwei Treppen hinunterstiegen.

Im Jahre 1821 begann an dieser Stelle die bald nicht mehr endende gewaltige Veränderung des Stadtbildes, indem die beiden Türme am Birsig mit der verbindenden Mauer und den dahinter liegenden Bauten für den Almosen-Schaffner, für Schulen und den «Zoller am Säuplatz», niedergerissen wurden. Der Straßenzug der Gerbergasse erhielt damit eine durchgehend breite Verbindung mit der Steinenvorstadt. Gleichzeitig wurde der «Rahmengraben» eingefüllt und der Steinenberg in eine gleichmäßige Steigung gebracht.

Vom Birsig zum Leonhardsgraben

Vom kleinen rundbogigen «Eseltürlin» stieg die Mauer in Staffeln rasch den linken Talhang hinan, um nach wenig Abstand an die Südostecke des alten St. Leonhardsstiftes anzuschließen. Satt an dieser Ecke befand sich der Einlaß des Steinen- oder Rümelinbaches, der, vom Steinenbachgäßlein herkommend, quer durch den Graben geleitet nach der innern Stadt einfloß. Interessanterweise blieb hier zwischen den erst nach dem Jahre 1800 in den Graben gesetzten Häuslein eine kleine Lücke frei, so daß noch ein Stück der alten Ringmauer mit einer Schießlücke, die von den wenigsten Passanten beobachtet wird, zu sehen ist. Der Graben, der wohl von einem natürlichen kleinen Bach geschaffen und dann von Menschenhand ausgeweitet

worden war, sicherte die trutzig und wehrhaft auf einem kleinen Bergsporn stehenden Bauten des St. Leonhardsstiftes, das als «Lohnhof» (der Name rührt daher, weil hier nach der Reformation das städtische Bauamt untergebracht war) noch heute wie eine Burg über dem Barfüßerplatz thront. Die Vertiefung, die heute als «Kohlenberg» bekannt ist, hieß eigentlich «*Ochsengraben*»; der «Kohliberg» war die Terrasse westlich davon, die am Hochrand des Birsigtales in der Kohlenberggasse eine südliche Fortsetzung fand.

Wuchtig erhob sich an der Biegung des Grabens der umfangreiche Eckturm, der möglicherweise noch auf die vor dem St. Leonhardsstift bestehende Burg – «Tanneck» wurde sie im «Alten Stadtbild» genannt – zurückgeht. Mit der Quaderung seiner Kanten beweist er, daß seine Mauern nicht mit den anschließenden Gebäudeflügeln im Verbande stehen. Beim Bau der einheitlichen Stadtmauer von 1200 wurde er bewußt als sicherer Eckpfeiler miteinbezogen; von ihm aus ließ sich das gegenüberliegende Gelände überblicken. Wohl in der letzten Zeit des Stiftes, als der Hallenbau der Leonhardskirche entstand, wurden auch die anderen Bauten auf dem Hügelsporn einer Erneuerung und Erhöhung unterzogen, so daß der Eckturm an Stattlichkeit einbüßte. 1822 wurde in der Nachbarschaft des letztern das Untersuchungsgefängnis eingerichtet; damals kamen jene Reihen kleiner Fenster in die hochaufstrebende Wand, die uns in unserer Kinderzeit stets so unheimlich anmuteten.

Als der Steinenberg seine neue Breite erhielt, wurde auch der auf der linken Talseite ansteigende Ochsengraben zu einem Straßenzug umgewandelt. An die Ringmauer, die sich südlich vor dem hochgelegenen Stift hinzog – ein luftiges Gärtlein zwischen sich und dem Gebäudeflügel belassend –, wurden kleine Wohnhäuser angefügt, die sich zwischen die auf dem einen Stich Merians sichtbaren Strebepfeiler einnisteten. Dagegen wurden alle Werkstätten und Scheunen, die an der südlichen und westlichen Grabenwand standen, zum Verschwinden gebracht. Auch der Aquädukt, der etwas oberhalb der Grabenbiegung mit zwei Bogen übersetzte und die «Gut- und Abwasser-Leitung» des St. Leonhardsstiftes trug, wurde entfernt. Er hatte bisher daran erinnert, daß schon vor dem Jahre 1265 das Stift St. Leonhard von seinen gegen Allschwil hin gelegenen Gütern Quellwasser in seinen Hof geleitet hatte. Über dem Einlauf der Wasserleitung in die Mauer hing bis zum 19. Jahrhundert ein lustiger Erker, dem offen-

1. Vogelschaubild der Stadt Basel von Südosten.
Stich von Matthäus Merian aus der Zeit zwischen 1615 und 1624.

2. St. Alban-Schwibbogen von innen. Photographie von A. B. Varady, um 1865/70.

bar der Schutz dieser Öffnung anvertraut war. Nördlich daneben trat ein aus dem Graben aufsteigender Erkerturm vor, der zu Merians Zeit bis zum Dach des langen Stiftshügels hinaufreichte. Dies beweist, daß das oberste Geschoß des letztern erst später, wohl 1822, aufgesetzt worden ist; vor etwa fünfzig Jahren wurde der Erkerturm wieder bis zum heutigen Dachgesims erhöht und mit einem Pyramidendach versehen. Auch die Türe, die in das Untergeschoß des Eckturmes führt, muß erst 1822 eingebrochen worden sein; ursprünglich waren die untern Geschoße alle ohne die geringste Öffnung.

So sehen wir auch die ungemein hohe Giebelwand der nördlich an den Graben anstoßenden *Leonhardskirche* nur von drei schmalen und klein erscheinenden Spitzbogenfenstern durchbrochen; die Rundfenster unter ihnen sind erst entstanden, als vor etwa hundert Jahren im Kircheninnern eine Westempore angebracht wurde. Auch der gleichfalls auf der alten Ringmauer aufstehende, nördlich an die Kirchenfront anschließende Kreuzgangflügel besaß zu Merians Zeiten nur sparsame Öffnungen; fast könnte man glauben, die drei Spitzbogenfenster seien erst seither entstanden; sicher ist die unter dem mittleren hineinführende Tür neueren Datums.

Der Kreuzgangflügel reichte ursprünglich bis zum kleinen Tor, das den Durchgang vom Leonhardskirchplatz her ermöglichte; am obern Ende des Ochsengrabens überschritt das «*Leonhards-Gänglin*» die Vertiefung. Schon 1455 war von dem «Schwibogen» und dem «brugklin, so uff sannt Lienharts berge vor dem kilchhofe hinuß über den graben gat», die Rede. 1615 bestand dieser Übergang aus zwei steinernen gewölbten Bogen.

Am *Leonhardsgraben* stellt die innere Häuserreihe noch immer eine ununterbrochene Linie bis zur äußern Ringmauerecke bei der «Lys» dar. Die Außenseite steht ohne Zweifel auf der alten Ringmauer, die aber schon zu Merians Zeiten mit Fensteröffnungen vielfach durchbrochen war. An mehreren Häusern hingen Lauben. Wehrtürme scheinen bereits im 17. Jahrhundert auf dieser Strecke keine mehr vorhanden gewesen zu sein; auf Merians Darstellungen erkennen wir aber eine ganze Anzahl von kleineren Treppentürmen, die in den Graben vorstanden. Diese dienten den Herrenhäusern, die sich hier aus alten Adelssitzen entwickelt hatten. Beim Bau der Stadtbefestigung um 1200 hatte der Bischof zwischen St. Leonhard und dem Spalenturm mehrere seiner Dienstleute angesiedelt; als deren Lehen werden

an dieser strategisch wichtigen Stelle – dem höchsten in die damalige Stadt einbezogenen Gelände – erwähnt der «Schinhardsturm», die Türme derer von Mörsberg und von Löwenberg und – dem Spießhof gegenüber – «Relins Turm». Zu diesen Adelssitzen gehörte zweifellos auch das Haus zur «Tanne» (Spalenberg 53), das noch immer ziemlich dicke Grundmauern aufweist. In manchen der heute daselbst stehenden Wohnbauten lebt noch etwas von dieser herrschaftlichen Zeit fort; etwelchen Stolz tragen hier die Häuser zum «Waldshut» (Oberer Heuberg 22), zum «Mörsberg» (Nr. 24) und der «Truchsessenhof» (Nr. 28) zur Schau.

Bis 1498 befand sich im Leonhardsgraben der Schießstand der Büchsenschützen. Nachdem die Vertiefung anfangs des 19. Jahrhunderts aufgefüllt wurde, entstanden an ihrer Stelle die aneinandergereihten kleinen Bürgergärten.

Der Spalen-Schwibbogen

Eigentlich hätte an der auffallend gegen Westen vorspringenden Ecke der Ringmauer bei der Lys ein starker Wehrturm stehen sollen. Er fehlte aber wohl schon immer; zu Merians Zeiten bog die Befestigung als bloße Mauer mit Zinnen im rechten Winkel um. Dahinter lag ein Garten, der erst im 18. Jahrhundert mit jenem Hause überbaut worden ist, das auf Bildern von J. J. Neustück und andern der Ringmauer aufgesetzt erscheint. Vermutlich hielt man im Mittelalter den Schutz, den der nahe Spalenschwibbogen ausübte, auch für die wichtige Ecke für vollkommen genügend.

Das innere Spalentor, das erstmals im Jahre 1230 bezeugt ist, war bereits Nachfolger eines andern Tores, das, wohl mit dem gleichen Namen, zuvor am unteren Spalenberg gestanden hatte (siehe Neujahrsblatt 1955, S. 18). Auch dieses Tor oben am Berg sah nur kurze Zeit ins Freie; denn schon nach 1230 erhoben sich an der bedeutsamen Straße in den Sundgau neue Bauten – unter ihnen ein Klösterlein, später «Gnadental» genannt –, die zur «Spalenvorstadt» anwuchsen und sich mit einer eigenen Ringmauer umgaben. Die alte Fallbrücke vor dem innern Tor wurde zum Steinbogen, wie wir ihn auf Merians Stichen erkennen können.

Wie alle Ausgänge der Stadtbefestigung von 1200 bestand auch der

Spalen-Schwibbogen aus einem gedrungenen viereckigen, mit Hausteinen errichteten Turm; einzig ein Teil der Innenseite war glatt verputzt, dort wo über dem Torbogen drei Geschosse mit gotischen Fenstern die Bewohnbarkeit des Baues andeuteten. Nach dem oberen Spalenberg, wie nach der Außenseite, war im 16. Jahrhundert je ein malerisches Zifferblatt für die Uhr angebracht worden; an der Innenseite hatte sich ein Künstler den Spaß erlaubt, über dem Rund mit den römischen Zahlen einen aus dem Turm heraussehenden Mann und ein springendes Tier, vielleicht eine wütende Katze, hinzumalen. Der hölzerne Abschluß mit der auf der Außenseite vorspringenden Laube, das Pyramidendach und das schlanke Glockentürmchen, werden im Jahre 1652 erneuert worden sein. Dieses Datum findet sich auf einem Aquarell von Toussaint neben der Malerei unter dem Dachvorsprung angebracht.

In seiner alten Form hat sich das Tor bis zum Jahre 1838 erhalten. Es bildete einen vorzüglichen Abschluß der obern Spalenberg-Gasse. Während im linken Winkel neben dem innern Torbogen der Spalenbrunnen stand, den wir als «Holbeinbrunnen» jetzt in der Spalenvorstadt stehen sehen, bog auf der gegenüberliegenden Seite das Roßhofgäßlein seitwärts ab, um hinter dem an den Torturm anschließenden Stück der Ringmauer entlang – in einem starken Winkel abbiegend – sich zum Nadelberg hinzufinden.

1838 fiel der Spalen-Schwibbogen dem Abbruch zum Opfer; die darin bestehenden Gefängnisse, von denen eines der «Hexenkefig» hieß, waren schon 1822 aufgehoben worden. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war das Areal an der Ecke zur Lys mit neuen Häusern überbaut. Der Graben und die steinerne Brücke hatten schon bedeutend früher verschwinden müssen. Aber noch im Jahre 1923 kamen, bei Legung eines Telephonkabels, Reste eines Vorwerks vor dem alten Tor und unterirdische Gänge zum Vorschein.

Der Petersgraben

Vom Spalen-Schwibbogen weg zog die Befestigung in gleichmäßig geschwungenem Bogen und leichtem Gefälle eine weite Strecke bis zum Rheinufer hinab. Von der obern Strecke nahe beim Tor hat sich in der Westfassade der Wirtschaft zur «Harmonie» ein Stück erhalten.

Dort, wo die Roßhofgasse vom Nadelberg herkommend gegen das Tor hin umbog, stieß zu Merians Zeit ein stattliches Haus an die hohe Ringmauer an, mit dem westlichen Giebel auf dieser stehend; wir erkennen in ihm das heute noch erhaltene, aber barock veränderte Haus Roßhofgasse 8. Diesem schräg gegenüber stand an der Außenseite des Grabens, an die Gebäulichkeiten des ehemaligen Klosters Gnadental angelehnt, ein Törlein, das den gemächlich aufsteigenden Straßenzug durch seinen offenen Bogen durchließ. Dieses kleine Bauwerk muß ein Überrest jener ersten Mauer gewesen sein, welche die Spalenvorstadt selbständig umschloß, ehe die große äußere Stadtbefestigung zu Ende des 14. Jahrhunderts errichtet wurde.

Bis zu seiner Auffüllung war der innere Stadtgraben auch an dieser Strecke von Gärten ausgenützt und in einzelnen Teilen zu den Liegenschaften geschlagen, welche vom Nadelberg her an die Ringmauer anstießen. Manche Hausbesitzer hatten es sich erlaubt, ihre Gartenhäuser auf die Mauer zu setzen oder mit diesen gar durch den Bering in den Graben vorzustoßen. Es war daher nicht leicht, die ursprünglichen Wehrtürme von diesen neueren Bauten zu unterscheiden. Nach Merian stand am Mauerteil hinter dem alten Sintzenhof, dem späteren «Roßhof» (Nadelberg 20/22), ein viereckiger Turm, der vermutlich dem Achtburgergeschlecht der Sintzen zur Hut anvertraut worden war. Er ist bereits im 18. Jahrhundert verschwunden.

Zwei Türme der Befestigung haben sich aber bis heute erhalten; nach ihnen können wir uns ein Bild davon machen, in welcher Weise die Mauer aus der Zeit um 1200 durch Türme verstärkt worden ist. In einem Abstand von etwas mehr als 50 m sprangen diese halbrund in den Graben vor; sie erschienen höher, solange der Graben nicht aufgeschüttet war. Der eine dieser Türme steht hinter dem «Zerkindenhof»; diese Liegenschaft hat als einzige zwischen Nadelberg und Petersgraben ihren alten Bestand gewahrt und schließt nach zwei Innenhöfen mit dem frühern Anteil der Ringmauer und dem zugehörigen Turme ab. Der zweite Turm findet sich in kurzem Abstand nördlich davon im «Bärenfelserhof» verbaut. Merian gibt ihn deutlich wieder mit einem rechteckigen Aufbau, dessen wuchtiges Pyramidendach mit gotischen Krabben verziert erscheint. Die Herren von Bärenfels, die dahinter und gegen die Stiftsgasse hin einen stattlichen Sitz bewohnten, werden ebenfalls zur Hut dieser Mauerstrecke bestellt worden sein. Der Rundturm ist noch bis in die Graben-

tiefe hinab vorhanden: leider wird er bald einem Neubau weichen müssen.

Nördlich vom Bärenfelserhof lagen die Gebäude des St. Petersstifts, die mit einer Kapelle bis an die Befestigung vorstießen. Neben diesem kleinen Gotteshaus, dessen Spitzbogenfenster in die Ringmauer eingebrochen waren, führte das «*St. Peters-Kirch-Gänglin*» vom Peterskirchplatz zum Petersplatz hinüber. Es war dies eine zweibogige steinerne Brücke, in deren Bogen von Bürgern, die hier im Graben ihre Gärten hatten, Lagerschöpfe eingerichtet wurden. Wo sich jetzt der freie Platz vor der Westfassade der Peterskirche ausdehnt und das Hebeldenkmal steht, zogen sich einst Ringmauer und Graben hin; die erstere besaß nach der Innenseite Anbauten aus Fachwerk, die im 18. Jahrhundert offenbar als Werkstätten und Lagerräume dienten.

Vom St. Peterskirchgänglein weg bis zum Predigerkloster hinab hieß der Straßenzug bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts «*St. Johann-Graben*». Erst kurz nach 1800 wurde die Vertiefung aufgefüllt, teilweise auf Wunsch der von Osten her anstoßenden Hausbesitzer, wie etwa der Familie Merian im «Violenhof» (Peterskirchplatz 9, jetzt «Blaukreuz-Haus»), die bisher nur einen versteckten Zugang vom Seitengäßlein des Peterskirchplatzes her besaß, oder der Besitzer des «Andlauerhofes» (Petersgasse 36), vor deren Liegenschaft der Graben im Jahre 1805 zugeschüttet wurde. An der Westseite des Pfarrhauses bei St. Peter läßt sich an Hand der schräg in den Boden verlaufenden Hauswand der Verlauf des alten Stadtberinges erkennen; das Gärtchen davor ergab sich aus der Anfüllung des Grabens.

Hinter dem «Violenhof» muß einst ein Turm in den Graben vorgestanden sein; zwei oder drei weitere verstärkten weiter unten die Ringmauer. Ihre Zahl ist auf den Bildern Merians verschieden. Sicher stand einer hinter dem schon erwähnten «Andlauerhof». Auf Ende des Jahres 1842 wurde der Zins, den die Eigentümer der Liegenschaft für den halben Teil des Turmes und das anstoßende Areal des Grabens an den Staat bezahlten, um den zwanzigfachen Wert losgekauft; der Turm stand aber noch, allerdings verändert, bis zum Bau der «Andlauer-Klinik» an der Ecke zur Herbergsgasse. Gleich sah auch jener Wehrturm aus, der beim heutigen Haus Petersgraben 3 stand; auch er endete oben mit einem Zinnenkranz. Hier in der Nähe lag der «Erimanshof», in dem ein Geschlecht wohnte, das – wie die Sürlin ein Zweig der Münzmeister – im Dienste des Bischofs hochgekommen

war. Auch diese Ministerialen mochten, wie weiter oben die Bärenfels und die Sintzen, mit der Hut eines Mauerabschnittes betraut gewesen sein, ehe das Bürgertum in Basel erstarkte und sich in seinen Zünften eine neue Wehrordnung schuf.

Am untern Ende des St. Johanngrabens, an der Ecke gegen das zurückspringende Kreuztor, lag ein von hoher Zinnenmauer umgebener Garten, der zu dem westlich an das Tor angelehnten Erimanshof gehörte. Von ihm aus ließ sich der Kirchhof des Predigerklosters, der heute «Totentanz» genannte Platz, aufs beste übersehen. Deshalb zählte der hochgelegene Garten am Tor gewiß zur alten Befestigung vom Jahre 1200.

Das Kreuztor oder der St. Johann-Schwibbogen

Wo der Blumenrain, der nach einem Gasthof seinen Namen erhalten hatte, die Höhe des linken Birsigtalhanges erreichte, sicherte ein gedrungener Torturm Ein- und Ausgang. Er ersetzte die frühern Torbauten, die einst beim Salzturm und beim Hause zum «Laufenburg» (Blumenrain 24) zu finden waren. Als «Tor zum Heiligen Kreuz» wird dieser Stadtausgang erstmals im Jahre 1252 erwähnt. Damals schenkte Ritter Ulrich von Ramstein sein Haus am Kreuztor den Klöstern Olsberg und Lützel. Weil sich aber außerhalb dieses Tores seit 1233 das Dominikaner- oder Predigerkloster und, weiter draußen im freien Feld, schon seit 1206 die Niederlassung der Johanniter-Ritter befanden, so kamen später für das Tor auch andere Bezeichnungen auf; so wurde es 1453 das «Predigerthor» genannt und, nach dem Bau der äußern Stadtbefestigung, auch «Inneres St. Johannstor», welche Bezeichnung seit der Zeit nach 1550 mit dem Namen «St. Johann-Schwibbogen» vertauscht wurde.

Eben in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mochte der Turm, der sich über dem Tor erhob, abgetragen worden sein. Es blieben nur die beiden Torbogen stehen, so wie wir dies auf den Bildern von Matthäus Merian deutlich sehen können. Später aber wurde der Turm wieder errichtet, vermutlich nach dem alten Muster; denn er war in den gleichen Ausmaßen gehalten wie die übrigen Tortürme der innern Stadtbefestigung.

Merkwürdig ist, daß er nicht in der Flucht der Ringmauer, sondern tief zurückstand, in die Enge zwischen Erimanshof und Seidenhof

gepreßt. Über dem mächtigen Quaderwerk, von dem der Torbogen eingefaßt war, erhob sich das Turmgeviert bis zur Höhe des Staffelgiebels am Seidenhof; darin waren die kleinen Fenster sparsam verteilt. Das Bauwerk diente vor allem als Zeitglockenturm; an der Außen- und Innenseite wies ein kunstvoll gemaltes Zifferblatt die Zeit und auf dem Pyramidendach stand ein malerisches Glockentürmchen. Noch 1836/37 wurde die Außenseite des Torturmes mit einem Wandgemälde von Ludwig Adam Kelterborn geschmückt. Lange konnten sich aber die Mitbürger nicht mehr an diesem Kunstwerk erfreuen; denn 1873 wurde der St. Johann-Schwibbogen niedergelegt und die Stadt um ein wertvolles Bauwerk und ein besonders eindrückliches Gassenbild ärmer gemacht. Heute wo der Blumenrain als breite Ausfallstraße die Halde heraufsteigt, merkt niemand mehr, daß hier einst ein für die Stadt lebenswichtiger Tordurchgang bestanden hat.

Der Seidenhof

Was den Stadtausgang beim Blumenrain besonders auszeichnete, war das «feste Haus», das sich zwischen Tor und Rheinufer einschob und recht eigentlich den unteren Eckpfeiler der ganzen innern Stadtbefestigung bildete. Noch heute macht uns dieses Gebäude, obgleich es im 18. Jahrhundert einen Umbau erlebte, besonders von der Rheinseite her starken Eindruck. Es ist der «Seidenhof», der eine ähnliche Stellung einnahm und auch ähnlich aussah wie einst der Ramsteinerhof oberhalb des Münsters, ebenfalls am Ende einer alten Befestigung.

Deutlich sehen wir auf alten Bildern – Merian hat dies besonders hervorgehoben –, daß der Bau als festes Adelshaus entstanden ist, in welchem ein Ministerialer des Bischofs die Burghut besorgte. Möglicherweise diente es sogar als Wohnsitz der Habsburger, die in ihrer frühen Zeit mit Basel sehr eng verbunden waren. Die Tradition weiß zu berichten, daß Graf Rudolf vor und nach seiner Krönung zum König (1274) bei seinen Basler Besuchen hier abzusteigen pflegte. Allerdings stammt die Statue, die den Herrscher darstellt und noch heute im Hofe des Herrensitzes zu sehen ist, erst aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und scheint kein genaues Porträt Rudolfs zu sein. 1564 wünschte das Haus Österreich diese Statue zu erwerben; doch die Basler gaben sie nicht heraus, sonst wäre sie heute wohl im Schloß Ambras bei Innsbruck zu sehen.

Frühe Urkunden über das merkwürdige Gebäude gibt es nicht. Erst 1363 wird es als Besitz des sundgauischen Adeligen Johann von Walpach erwähnt. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gehörte es der Familie von Rotberg, später durch Erbschaft der Edelfrau Gredanna Rich von Richenstein geborene von Rotberg, die es 1489 dem Magister der freien Künste an der Basler Universität, Johann Textor von Mörnach, überließ. Die Familie von Mörnach unterhielt im Hause eine «Burs», d. h. ein Wohn- und Kosthaus für Studenten, weshalb es zeitweilig die «Löwenpurß» genannt wurde. 1544 taucht aber seltsamerweise der Name «Alt-Österrych» dafür auf. Erst 1596 heißt das Haus «Seidenhof», nach dem Gewerbe der damaligen Besitzer, der Seidenhändlerfamilie Pellizari.

Noch steigt über dem Rhein der hohe Spitzgiebel auf, der zu Merians Zeiten mit Staffeln abschloß und sich solcherart mitten im Gebäudetrakt und an der Seite gegen den St. Johann-Schwibbogen wiederholte. Im Grundriß zeichnet sich an der Ecke gegen den Rhein ein von dicken Mauern getragener Wohn-Turm ab; ungemein fest ist das Mauerwerk an der Nordfront des Seidenhofs, die in dem zum Rhein hinabführenden Graben stand. Von der steinernen Brücke vor dem Kreuztor, die eine Zugbrücke ersetzte, fiel diese künstliche Vertiefung rasch zum Strome ab und wurde am Ufer durch eine gezinnte Quermauer abgeschlossen. Diese «Zwerchmauer in dem Graben gegen dem Rhein» war 1715 eingefallen und mußte neu errichtet werden. Die damalige Besitzerin des Seidenhofs, die Witwe des Handelsmannes Johann Niklaus Harff, verlangte deswegen vom Lohnamt eine Entschädigung. Allein das Fünfergericht (die damalige Baupolizei) entschied, daß diese Mauer nicht zur Allmend gehöre und als privater Bauteil anzusprechen sei, weil das Publikum keinen Zutritt habe. Fortan zahlten die Besitzer des Seidenhofs für ihren Anteil am Graben, in dem sich vermutlich ein Gärtlein befand, jährlich auf Martini einen Zins von 6 lb. Dieser Teil der inneren Stadtbefestigung verschwand erst, als 1876/77 der St. Johannrheinweg aufgeschüttet wurde.

Einst besaß der «Seidenhof» auch einen besonderen Ausgang zum Rhein, was deutlich für alte Vorrechte spricht. 1602 wurde Herrn Thomas Zenoin im «Seidenhof» streng ans Herz gelegt, er «soll den Schlüssel der Thüren gegen den Rhein nachts bey Handen behalten» – wenn möglich unter das Kopfkissen legen. So wichtig sah man damals die sichere Umschließung an, welche die Stadtbefestigung darbot.

2. Die äußere Befestigung Großbasels

Im 13. und 14. Jahrhundert haben manche Städte dank dem Aufschwung, den Handel, Handwerk und Gewerbe damals erlebten, eine starke Vermehrung ihrer Bevölkerung erfahren. Auch Basel nahm in jener Zeit rasch zu. Außerhalb der Ringmauer, die seit etwa 1200 in einheitlicher Weise rings um die Stadt gelegt worden war, entstanden vor allen Toren Vorstädte, deren Kern meist eine klösterliche Niederlassung bildete. Um sich nach außen hin zu schützen, gaben sich diese Neusiedelungen provisorische Befestigungen, die anfänglich wohl nur aus Palisadenwänden bestanden haben mochten. Da aber diese in jenen fehdereichen Zeiten nicht genügten, entstanden bald an ihrer Stelle Mauern aus Stein mit Tortürmen an den Ausgängen. Doch wuchs die Stadt rasch auch über diese hinaus, was schließlich wieder eine planmäßige, einheitliche Zusammenfassung der Befestigungen rings um die Stadt notwendig machte. Diese wurde – wie wir in der Beschreibung der historischen Entwicklung unserer Stadtmauern sahen – nach dem Erdbeben von 1356 in Angriff genommen. Wenn schon die Katastrophe zu ausgedehnten Bauarbeiten zwang, dann wollte die Bürgerschaft lieber eine neue, weit ausgreifende Umwehrung in Angriff nehmen, als nur am alten Bering herumflicken.

So kam in den Jahren von 1361 bis 1398 der äußere Befestigungsring in Großbasel zustande, ein gewaltiges Werk städtischer Gemeinschaft. Vierzig Türme erhoben sich an dem Ring, der am Rhein begann und wieder am Rhein endete. Wenn wir heute vom Kleinbasler Ufer aus die Strecke ermessen, welche die beiden von hier sichtbaren Türme des St. Alban- und des St. Johanntores auseinanderstehen, so erkennen wir erst, wie groß die mittelalterliche Stadt Basel gewesen ist – sie besaß für damalige Verhältnisse wirklich ein besonderes Ausmaß!

Im 16. und 17. Jahrhundert entwickelte sich das Kriegswesen auf eine Weise, welche die mittelalterlichen Stadtmauern in ihrem strategischen Werte stark herabsetzte. Basel versuchte die Verstärkung seines Berings den jeweiligen Anforderungen anzupassen, kam aber damit nie über die Anfänge hinaus. Wir sehen daher Bollwerke und Schanzen nur an den meistgefährdeten Punkten entstehen, während auf weiten Strecken die mittelalterlichen Mauern und Gräben weiterhin genügen mußten. Diesen Bering im einzelnen zu betrachten, ist die Aufgabe der folgenden Abschnitte.

Als nach dem Erdbeben von 1356 der Bau des äußeren Befestigungsringes in Angriff genommen wurde, setzten die Baumeister an der gleichen Stelle des Rheinufers oberhalb der Stadt an, wo mit ziemlicher Sicherheit bereits die frühere Ringmauer des Klosters St. Alban begonnen hatte. Seit dem 11. Jahrhundert hatte die geistliche Siedelung am Rheinufer wohl einen eigenen Mauerschutz besessen. Nur langsam war der Verbindungsweg zwischen dem Cunos-Tor der Stadt und dem Kloster St. Alban mit Häusern versehen worden, so daß in unbekannter Zeit eine vorsorgliche Mauer provisorisch bis zum «Brigittentor» bei der Malzgasse verlief. Erst der Bau der endgültigen äußeren Befestigung zu Ende des 14. Jahrhunderts schloß die früheste klösterliche Gründung bei Basel auch in die Stadt selber mit ein.

Sicher ist der Verlauf der Ringmauer vom Rhein bis gegen das St. Albantor hinauf dieser älteren Klostermauer zuzuschreiben. Um vom äußeren Aeschentor her nach der festgesetzten Ecke über der Steilhalde bei St. Alban zu gelangen, mußte der neue Bering auf dieser östlichen Seite weit ausgreifen, ähnlich wie er dies unterhalb der Altstadt dem Ritterhaus zu St. Johann zuliebe tat.

Vom östlichsten Teil der Basler Stadtbefestigung können wir uns noch heute ein vortreffliches Bild machen, nicht nur weil ältere Darstellungen den Zustand dieses Mauerteils in allen Einzelheiten festhielten, sondern auch aus dem erfreulichen Grunde, weil in diesem vergessenen Winkel Alt-Basels noch recht viel von den alten Wehrbauten erhalten geblieben ist. Wenn wir vom «*Dalbeloch*» reden, so kommt uns sogleich der Letziturm und der Mühlegraben in den Sinn, das alte Stück der Stadtmauer mit den beiden halbrund nach außen vorspringenden Türmen, die uns am besten über das einstige Aussehen der äußern und letzten Stadtbefestigung zu belehren wissen.

Allerdings hat sich auch hier im letzten Jahrhundert manches verändert. Vor dem alten klösterlichen Bezirk wurde am Ufer der St. Albanrheinweg angeschüttet, der obere Teil sogar erst im Jahre 1911, so daß das Viertel nicht mehr abgeschlossen von der Umwelt am Stromgestade liegt. Schon nach 1869 wurde auch der Mühlegraben, der sich außerhalb der Stadtmauer vom Rhein zum Albanteich hinzog, ausgefüllt; aus diesem Grunde stecken die Untergeschosse der Türme, die dort bestehen blieben, gleich jenem des «Letziturmes» heute tief im Boden.

Ursprünglich stieg der *Letziturm* auf schlankem Sockel direkt aus dem Strome auf. Er ist bedeutend jünger als die übrigen benachbarten Teile der Stadtbefestigung. Noch Matthäus Merian kennt diesen vor die eigentliche Mauer vorgeschobenen Turm nicht. Auf seinen Stichen sehen wir an der obersten Stadtecke am Rhein einen wuchtigen Viereckturm mit Zinnenabschluß stehen, an dessen Außenseite eine auf Pfählen stehende «Laube» in den Strom vorstößt. Diese Anlage scheint dieser wichtigen Stelle jedoch nicht genügend Schutz geboten zu haben. Die Mauer, die den «Mühlegraben» – noch 1849 «Fröschengraben» genannt – gegen den Rhein hin abschloß, wurde erhöht und an der Innenseite mit einer «Letzi», d. h. einem Wehrgang versehen. In der Verlängerung der äußeren Grabenmauer (Contrescarpe) entstand ein Turm, der, vor die Ecke ausgreifend, einen Angriff vom Strom her abfangen sollte, das heute erhaltene «Letzitürmlein». Wir finden an ihm zweimal das Datum 1676; in diesem Jahre entstand das lustige Bauwerk mit seinen barocken Plastiken, dem Haubendach und der Wetterfahne, die den Baselstab im Winde dreht.

Nach Merians Darstellung waren die beiden Halbrundtürme, die noch heute im aufgefüllten Mühlegraben an der Ringmauer stehen, gleich hoch und schlossen schon damals mit einem Zinnenkranz; heute ist der nördliche von ihnen ziemlich niedriger als jener, der beim Einlauf des St. Albanteiches die Wache hält.

Die Ringmauer am Mühlegraben, das einzige noch aufrecht stehende Stück des äußeren Großbasler Stadtberings, war auf der Innenseite mit Bogen verstärkt, die Merian auf seinem einen Stich auffallend deutlich darstellte, vermutlich weil diese Bauweise anderswo nicht mehr vorkam. Die Verstärkung wird im 14. Jahrhundert an die ältere Mauer des Klosterbezirks angefügt und mit dem Wehrgang versehen worden sein; der letztere war nur auf wenigen Strecken der ganzen Befestigung gleich gut ausgebaut wie im «Dalbeloch». So ist uns glücklicherweise ein besonders wertvolles Stück der alten Ringmauer erhalten geblieben. Wir können nur hoffen, daß seine Restaurierung – längst ins Auge gefaßt – endlich durchgeführt werde.

Der Einfluß des St. Albanteiches bedurfte eines besonderen Schutzes. Deshalb war die Mauer von dem noch stehenden Halbrundturm bis zum nahen Steilhang vor dem St. Albantor stark erhöht. Nach außen hing, direkt über dem Teichbett, ein Fachwerk-Erkerlein, das zu Merians Zeiten noch nicht bestanden hatte. An der Innenseite der

Mauer lief der hölzerne Wehrgang doppelgeschossig, auf Stützen ruhend, über die beiden Einlaufbogen hinweg.

An der steilen Böschung stieg die Mauer sodann mit ungleichen Zinnenstaffeln aufwärts. Näher beim Tor saß ein kleines Erkertürmlein auf einem Mauerabsatz, an ein Spitzweg-Bild erinnernd. Im Mauerteil bis zum Tor waren mehrere Schußlöcher zu sehen, die erst dem 17. oder gar dem 18. Jahrhundert entstammten.

Leider wurde dieses Mauerstück 1869 im Zuge der «Verschönerung» des St. Albantores und der Umwandlung der Schanze in einen Park verständnislos abgebrochen.

Das St. Albantor

Das St. Albantor, als Torturm in seinen Hauptteilen glücklich erhalten geblieben, sah in früherer Zeit ziemlich anders aus als heute. Noch bis 1870 schloß es nach oben mit einem einfachen Pyramidendach ab, wie dies an vielen mittelalterlichen Türmen über dem Zinnenkranz zu sehen war. An der Außenseite hing unterhalb der Konsolen des vortretenden obersten Turmgeschosses ein malerischer Erker aus Fachwerk, der es ermöglichte, auf Feinde, die bis zum Torbogen vorgedrungen waren, Pech und siedendes Wasser herabzulassen. Das wuchtige Quaderwerk verstärkte vor allem die vier Kanten des aus dem 14. Jahrhundert stammenden Turmschaftes. Nach innen wiesen die vier Geschosse über dem Torbogen Fenster auf, nach außen sahen nur spärliche Schießscharten.

Außerhalb des Torturms war der Stadteingang auf vielfache Weise geschützt. Im 15. Jahrhundert wurde dem einfachen Torturm ein Vorbau angegliedert, der den Torweg verlängerte und die Verteidigung ein Stück nach außen vorschob. Wie uns die Federzeichnung eines Unbekannten von 1647 zeigt, besaß dieses Vortor einen kleinen Gußerker an seiner Stirnseite. Schon vorher, zu Matthäus Merians Zeiten, war jenseits der über den Graben führenden Brücke bereits ein von kleinen Mauern umfangener Vorhof angelegt, in welchem der Zoller die Reisenden und Bürger musterte und mit Abgaben belegte. Aber auch für Kriegszeiten war damit ein Vorwerk geschaffen, da die Mauern Schießscharten aufwiesen.

Im weiteren Verlauf des 17. Jahrhunderts veränderte sich das Vorgelände bei allen Toren beträchtlich. Der Dreißigjährige Krieg zeigte

zur Genüge, wie stark die Angriffswaffen geworden waren und wie sehr die Verteidigung nach neuen Mitteln greifen mußte. So erhielt auch das St. Albantor, wie die übrigen Tore Basels, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts manche Verstärkung der Abwehr. Schon auf der erwähnten Darstellung von 1647 erkennen wir, daß der Stadtgraben verdoppelt worden war. Die Zufahrtsstraße führte jetzt über eine äußere hölzerne Brücke zu einem kleinen Torbogen, der bis zu Büchels Zeiten eine Erhöhung erhielt und an der Ecke der in den 1620er Jahren errichteten *St. Albanschanze* stand. Hinter dem Torbogen lag, auf einer «Insel» zwischen den beiden Gräben am Vorhof, das Zollerhäuschen; von hier aus führte die Straße in einem Winkel zum eigentlichen Torturm.

Vom Vorhof aus ließ sich durch ein Rundbogentor die große polygone Schanze betreten, die seit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges dieser Stadtseite vorgelagert war. Über dem Steilhang zum «Dalbeloch» gelegen, verteidigte dieses Festungswerk einerseits das tiefliegende Gebiet bis hin zum Rhein; anderseits konnte von ihm aus die ganze lange Mauerfront bis hin zum Aeschentor mit Geschützen bestrichen werden. An den spitzen Kanten der zurückgestaffelten Wälle standen Wachttürmlein, die sparsam aus Fachwerk gebaut waren, im Gegensatz zu den prächtig aus Haustein gebildeten Eck-Erkern, die wir noch heute an der St. Ursenbastion in Solothurn bewundern können.

Die Schanze vor dem St. Albantor wurde im Jahre 1864 teilweise abgetragen und fünf Jahre später der verbliebene Rest in eine Parkanlage umgewandelt. Der alte Torturm, das Kernstück der ausgedehnten «Torburg», erhielt in der Folgezeit sein häßliches Dach und seine «Lebkuchenuhr»; auch der Anbau des Polizeipostens zeigt, wie das Verständnis für die schlichte Art des Mittelalters geschwunden war.

Vom St. Albantor zum Aeschentor

Die Ringmauer, die hier in gerader Flucht vom einen zum andern Stadtausgang zog, muß bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts einen imposanten Eindruck gemacht haben. Leider können wir uns nur noch mittels alter Bilder vorstellen, wie die zahlreich aufgereihten Türme und die durch sie verstärkte Mauer aussahen.

Das westlich an das St. Albantor anschließende Stück der Stadt-

mauer besaß eine Verstärkung aus dem Ende des 16. Jahrhunderts; hier war hinter der Quadermauer ein Wall aus Erde aufgeschüttet. Der Rondengang verlief in der Höhe der Schießscharten auf dieser Hinterfüllung, während der Wallscheitel über die alte Ringmauer hinaussah; auf dem letztern lagen die Rohre der Geschütze auf, die so, über die Köpfe der an der Mauer aufgestellten Büchsenschützen hinweg, weit ins Vorfeld schießen konnten.

Vom ersten halbrunden Mauerturm an zog die Mauer in der aus dem Mittelalter stammenden Bauweise weiter; Zinnen mit Schußlöchern bildeten den obern Abschluß; dahinter verlief offenbar ein ungedeckter Wehrgang, der in den Türmen seine besondern Stützpunkte besaß. Auf den ersten Halbrundturm folgte ein Turm mit quadratischem Grundriß, der nächste war wiederum ein halbrund nach außen vorspringender; der folgende muß ebenfalls ein Halbrundturm gewesen sein, doch in seinem Umfang stärker als der vorige. Auch trug er, wie uns Büchels Zeichnung von 1758 zeigt, ein Dach, im Gegensatz zu den andern Türmen dieser Front, die alle mit Zinnen schlossen. Auch auf der Zeichnung von 1860 (Neujahrsblatt 1955, Abb. 11) ist er mit einem Dach wiedergegeben; unter diesem fand sich nach der Ostseite hin ein Schild mit dem Baselstab. Die Namen dieser Türme sind schwer ausfindig zu machen. Im Zeughaus-Inventar von 1648 hieß der eine «*der newe Pulver Thurn*», ein anderer näher zum Aeschentor hin «*das Blomlin*». 1849 wird einer als der «große Viereckturm» ein anderer als der «Große Rundthurm, enthaltet vier große Wachtstuben» bezeichnet.

Der letzte Turm vor dem Aeschentor war wiederum ein Halbrundturm. Er hieß 1849 nach seinem Standort der «*Malzgaßturm*»; denn er erhob sich etwa dort, wo die Malzgasse, die früher bis hinter das Aeschentor führte, heute in den Aeschenplatz einmündet. 1849 wurde er wegen Baufälligkeit in seinen obern Teilen abgetragen, in seinen untern dagegen mit Schießscharten versehen. So stellt ihn auch die Zeichnung von 1860 dar. Aber wenige Jahre später schon fiel er mitsamt dem ganzen imposanten Turm- und Mauerzug der Neuanlage von Straßen, die durch den Bau des Centralbahnhofs bedingt waren, zum Opfer.

Das Aeschentor

Das Aeschentor besaß als Ausgang nach den Jurapässen und den Gebieten der Eidgenossen für Basel seit 1501 eine erhöhte Bedeutung. Doch kam dies in seinem Aussehen nicht zum Ausdruck. Ein schlichter quadratischer Turm mit Pyramidendach stand schon in den Augusttagen des Jahres 1444, als die Basler den in St. Jakob verblutenden Eidgenossen zu Hilfe eilen wollten, als Stadtausgang an dieser Stelle.

Hoch oben am Quaderwerk der Außenseite ragte auf zwei Konsolen ein kleiner Gußerker vor; darüber sah das oberste Geschoß mit schmalen hohen Schießscharten drohend ins freie Land hinaus. Auch hier wurde im 15. Jahrhundert ein Vortor angefügt, das mit einem auf drei Seiten nach innen fallenden Pultdach versehen war; darunter befand sich wie üblich ein Laufgang, von dem aus der Torhof wie auch die beiden Grabenseiten übersehen und wenn nötig beschossen werden konnten.

Im 16. Jahrhundert wurde dann ferner ein Vorhof jenseits des Grabens geschaffen, der von niederen Mauern umringt und nach der Landseite durch zwei Rundtürme verstärkt war. Diese Anlage sah schon Matthäus Merian für seinen Stadtprospekt von 1615. Später scheint das Aeschentor keine Verstärkung oder Veränderung mehr erfahren zu haben. Büchel wie die Künstler des beginnenden 19. Jahrhunderts zeichneten es als mittelalterlich gebliebenen Wehrturm ohne barocke Zutaten. Den in einem leicht eingeknickten Winkel des Stadtberings gelegenen Zugang glaubte man wohl hinreichend durch die an den Flanken, beim St. Albantor und an der Südostecke gelegenen Schanzen und Bollwerke geschützt.

Schon zur Zeit der Helvetik begannen die Veränderungen am Aeschentor. Zuerst fielen die Rundtürme des Vorwerks (1801), dann verschwand der Vorhof. Um 1840 wurde das Pyramidendach des hohen Torturmes entfernt; während wenigen Jahren bildete ein in der Zeit der Romantik beliebter Zinnenkranz den obern Turmabschluß. Das Uhrwerk des Aeschenschwibbogens wurde 1841, beim Abbruch des innern Tores, auf das äußere Tor versetzt und dieses darum mit mächtigen Zifferblättern nach außen und innen versehen; damit verschwand das nach außen sehende Basler Wahrzeichen, dessen Schild von drohenden Basilisken gehalten war.

Nur kurze Zeit verblieb der Torturm in diesem Zustand. Zu stark

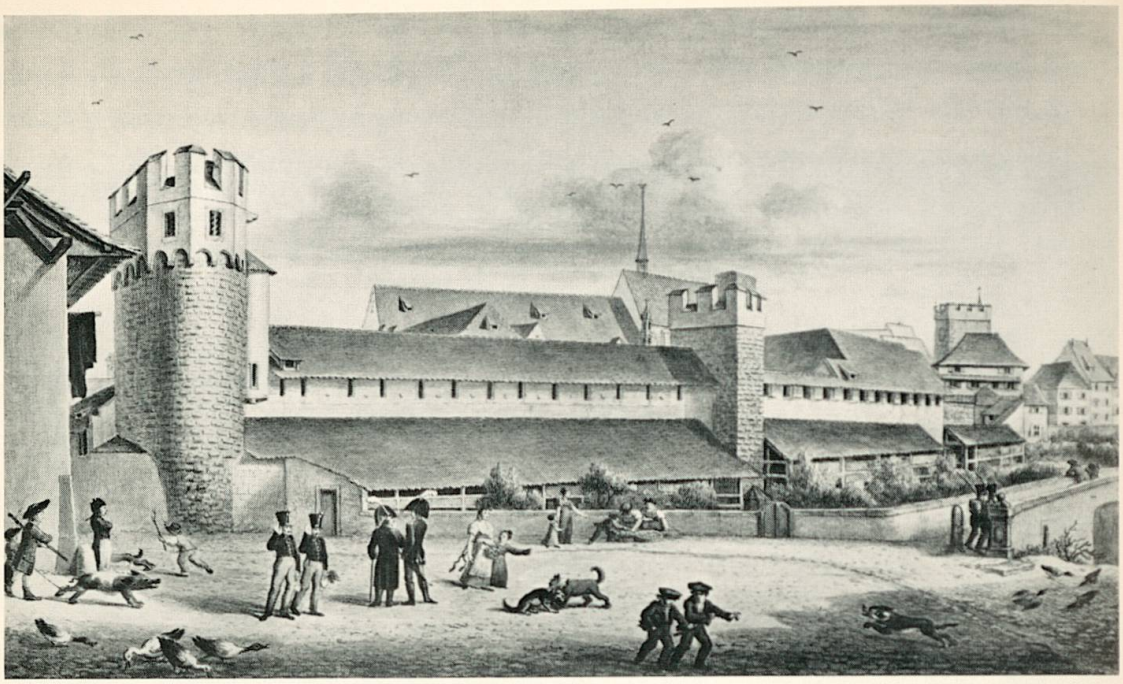
beeinflußte der benachbarte Bahnhof der Centralbahn – der provisorisch als Kopfstation bei der Engelgasse lag – das Straßennetz und die Bautätigkeit im Aeschenquartier. Nachdem im Jahre 1858 der Stadtgraben vom Aeschentor bis zum Steinentor aufgefüllt worden war, mußte 1861 das Aeschentor fallen. Rasch bekam die Aeschenvorstadt in ihrem äußern Teile ein anderes Gesicht, und ein vielfach verändertes wird ihr zur Zeit aufgezwungen.

Vom Aeschentor zur Elisabethenschanze

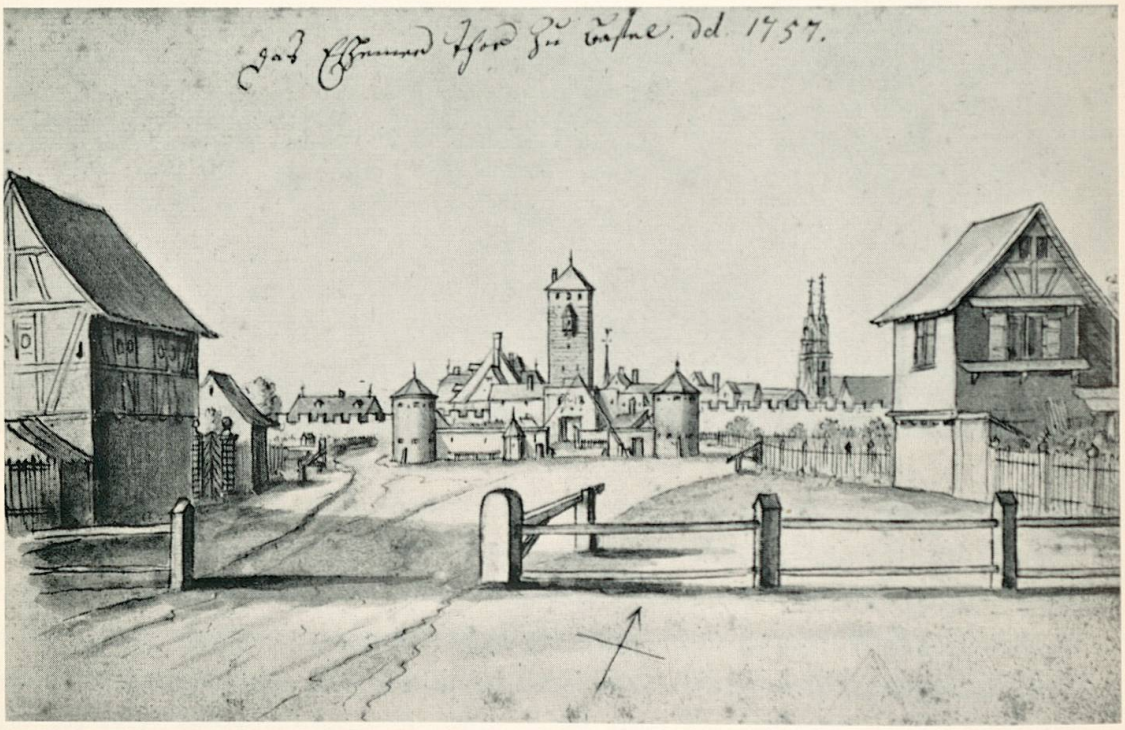
Vom Aeschentor weg zog die große Stadtbefestigung in leicht geschwungener Linie bis an die Stelle, wo sie mit der das Birsigtal querenden und auf das Plateau heraufgestiegenen Strecke der Ringmauer zusammentraf. An der Strecke vom östlichen Tor bis zur bedeutsamen Ecke an der Südostseite der Stadt erhoben sich an der Mauer drei Türme. Der erste nach dem Aeschentor war der sogenannte «*Bachofenturm*», der nach außen halbrund vorsprang und mit Zinnenbekrönung endigte. Der zweite Turm wich vom üblichen Schema ab; denn er stieg bis zur Höhe der Mauer viereckig auf und trug auf diesem Stumpf ein mit einem Walmdach gedecktes Fachwerkhäuslein. Er hieß der «*Viereckturm*». Wieder anders sah der dritte Turm dieser Reihe aus: Unten halbrund aus dem Graben aufsteigend, endigte er mit einem sechseckigen Geschoß, auf dem ein gleichartiges Zeltdach aufsaß. Bei diesem Turm begann wieder eine Wallaufschüttung hinter der Ringmauer, wie wir sie bereits beim St. Albantor getroffen haben; vom Wallgang her, auf dem die Geschütze postiert wurden, führte ein steinerner Zugang quer von hinten in das obere Turmgeschoß. Nach dem Verzeichnis der Befestigungswerke von 1849 hieß dieser Turm «*Aeschenbollwerk-Turm*» und enthielt zwei Wachtstuben.

Nicht mehr weit von diesem erhob sich das *Aeschenbollwerk*, ein vollkommen kreisrunder Bau, ein richtiges «Rondell», wie es zu Anfang des 16. Jahrhunderts von Albrecht Dürer entworfen worden war. Es muß als eine der ersten Verstärkungen der Basler Befestigung an dieser bedeutsamen Ecke entstanden sein. Merkwürdigerweise fand sich bis jetzt keine genaue Angabe über sein Entstehen in den vorhandenen Schriftstücken der Zeit. Sicher war es schon in den 1540er Jahren vorhanden; aber erst eine Ansicht von Basel, die 1577 bei

3. St. Johann-Schwibbogen vom Totentanz her. Aquarellierte Federzeichnung von Anton Winterlin, um 1865. Basel, Stadt- und Münstermuseum.



4. Innere Stadtmauer beim Barfüßerplatz. Rahmengraben mit Esel- und Wasserturm.
Lithographie von Maximilian Neustück 1820. Staatsarchiv Basel.



5. Das Aeschentor von außen.
Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1757. Kupferstichkabinett Basel.

Paulus Cherlerus, Urbis Basileae Encomium, abgebildet ist, zeigt das Aeschenbollwerk als mächtigen Rundbau, weit größer als die übrigen hufeisenförmigen Bollwerke, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Basler Stadtbering eingefügt worden waren. Breite Kanonenscharten sahen nach außen durch die Brüstung. Daß hier stets Geschütze standen, bestätigt uns auch Emanuel Büchel, der sie auf seiner Darstellung des Bollwerks von 1745 als «Losungsstuck» bezeichnet; man schoß also mit ihnen Alarm, der von den Hochwachten auf den Jurabergen übernommen und weitergetragen werden mußte. Wie manchmal geschah dies wohl? Ob sie noch in der schlimmen Zeit von 1833 diesem Zwecke dienten?

Als im Jahre 1858 auf dem St. Margarethenfeld der neue «Central-Bahnhof» angelegt wurde, mußte das «Große Rondell» mitsamt der Grabenanlage – Büchel sah darin noch Hirsche und Rehe sich tummeln – weichen. Heute erheben sich an der Stelle des imposanten Bauwerks das De Wette-Schulhaus und nahe dabei das Straßburger Denkmal.

Vom Aeschenbollwerk an zeigte sich der südlichste Teil der Basler Stadtmauer auf vielfache Weise verstärkt; man hatte dieser Front also im 16. und 17. Jahrhundert besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Bis zur St. Elisabethenschanze hin fand sich hinter dem mittelalterlichen Bering ein aufgeschütteter Wall, dessen Scheitel über die Mauerkrone hinaussah. Wo die Elisabethenstraße – die alte Gasse zu «Spittelschüren» – an der Befestigung endigte, erhob sich ein eigentümlich geformter Turm. Mit der Spitze seines fünfeckigen Grundrisses stieß er in den Graben vor; auf vier Seiten zeigten sich verschiedenartige Schießscharten, und oben hing gegen außen am vortretenden Zinnenkranz ein lustiges Erkertürmlein, das Büchel mit besonderem Vergnügen gezeichnet hat. 1648 hieß das Bauwerk «*Harzturm*», ebenso 1745 bei Büchel, während es im Verzeichnis von 1849 als «Steinhäuser Thurm, enthaltet zwey Wachtstuben», aufgeführt wird. Einen dritten Namen kennt der Zeichner H. Meyer-Kraus, der ihn «Schäferturm» nannte. Dieser sah das Erkertürmlein am Zinnenkranz schon nicht mehr; kurz nachdem er das Bauwerk festgehalten, fiel es um 1861 bei der Entfestigung dieser Stadtfront.

Am Harzturm bog die alte Stadtmauer leicht nach außen ab. Sie war hier an der Außenseite durch einige Strebepfeiler verstärkt und ebenfalls mit einem dahinter aufgeschütteten Wall versehen, der zur nahen *St. Elisabethenschanze* hinüberleitete. 1648 und bei Büchel

hieß dieses mächtige Festungswerk «Pastion bey der Spittahl Scheur». Büchel hat es in zwei seiner Zeichnungen 1745 genau festgehalten; auch andere Künstler hinterließen uns Darstellungen, so daß wir von diesem Teil der Basler Stadtbefestigung sehr gut unterrichtet sind. Die Schanze sprang in einer scharfen Spitze weit nach Süden vor und besaß verdoppelte Wallseiten, die im untern Teil gemauert waren. An der obersten äußern Spitze saß ein Wachthäuslein aus Fachwerk. Schon zu Büchels Zeiten wuchsen auf der Plattform zwei stattliche Bäume, die sich später um einige weitere vermehrten. Gegen die Stadt hin war die Schanze, die der Zeit um 1620–1624 entstammt, durch ein zweifaches Tor abgeschlossen.

An der zurückstehenden Westflanke der Elisabethenschanze erhob sich, nahe dem zum Birsigtal abfallenden Hang, das aus den Jahren 1547/48 stammende *Bollwerk «Dorn-im-Aug»*. Dieses war, nach den damaligen Regeln, in Hufeisenform hochgemauert und schloß in seiner rund vorspringenden Seite mit einem wuchtigen Kranze von Geschützscharten ab. Auf der schmalen geraden Stadtseite befand sich die Auffahrt, wie dies auch bei den übrigen, damals errichteten Festungswerken der Fall war.

Das Bollwerk stand bis 1881; von der Elisabethenschanze haben sich glücklicherweise noch größere Teile erhalten. Im Jahre 1951 kamen beim Bau eines Lagerschuppens für das Baudepartement an der westlichen Seite der Schanze bei der Wallstraße die Fundamente des Bollwerks für wenige Tage zum Vorschein. Die Mauern waren beinahe vier Meter dick.

Das Steinen- oder Hertor und die Talbefestigung

Vom Bollwerk «Dorn-im-Aug» aus stieg die mittelalterliche Mauer, mitsamt dem Graben davor und dem aufgeschütteten Wall dahinter, in das Birsigtal hinab. Dort unten stand, mit starkem Flankenschutz von den beidseitigen Anhöhen versehen, das *Steinentor*. Im Jahre 1532 wird es als «Herthor an Steinen» erwähnt, welcher Name ihm auch bis ins 17. Jahrhundert verblieb. Wie die übrigen Tore der äußeren Stadtbefestigung bestand auch dieser Einlaß ursprünglich aus einem hohen quadratischen Turm, der mit einem vorkragenden Geschoß, Zinnen und einem Pyramidendach abschloß.

An der Außenseite hing ebenfalls ein Gußerker. Schon im 15. Jahrhundert wurde der Torweg nach außen durch einen Vorbau verlängert, dessen Durchfahrt mit einem abnehmbaren Walmdach überdeckt war. In die Außenmauer des Vorbaues war die Aufzugvorrichtung der Fallbrücke eingebaut; bei aufgezogener Brücke lagen die Tragbalken in tiefen Schlitzen, während die Brückenfläche selber das Tor verschloß. Die Holzbrücke stand mit einem kleinen Steinpfeiler in dem hier mit Wasser gefüllten Graben und führte außerhalb in einen Vorhof, an dessen Mauern einige Wacht- und Zollerhäuslein angelehnt waren. An der äußern Westecke des Vorhofs lag ein niedriger, zinnenbekrönter Rundturm, den Büchel auf seiner Zeichnung von 1745 wiedergab; auf der Ansicht des Steinentors, die er 1757 anfertigte, fehlt dieser Außenturm, so daß anzunehmen ist, daß er bereits wieder entfernt war.

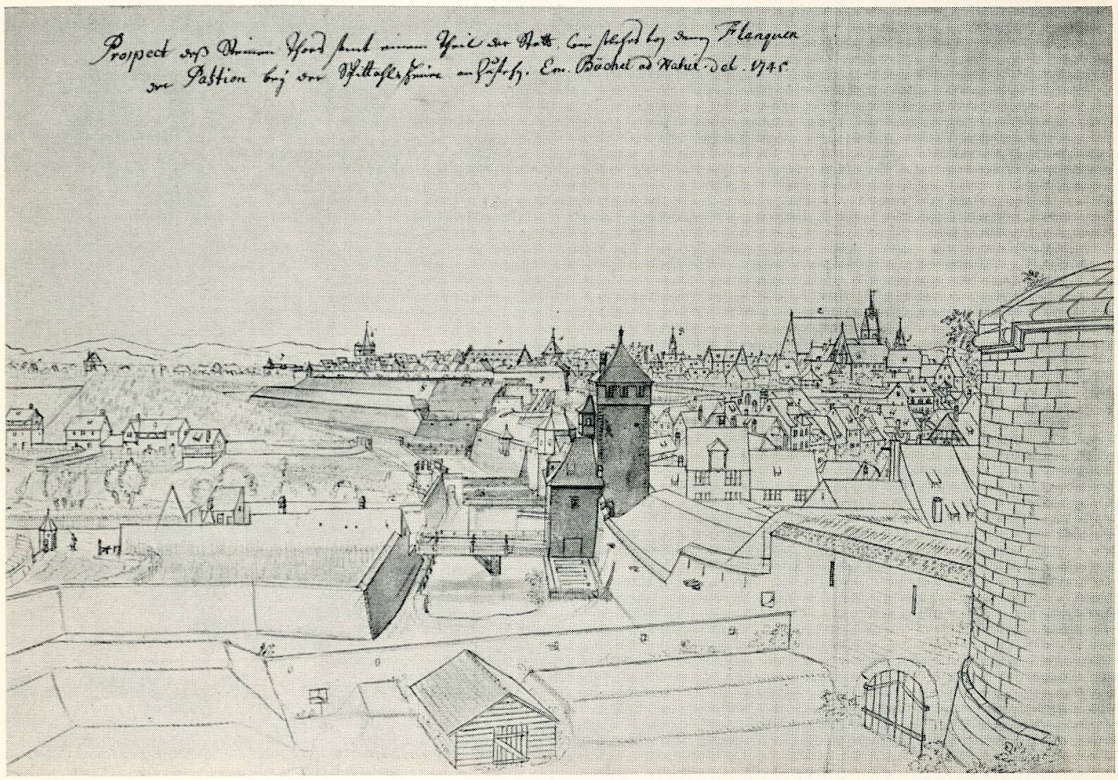
Der Teil der Stadtbefestigung, der das Birsigtal überquerte und auf beiden seitlichen Anhöhen mit besonders starken Anlagen flankiert wurde, war zweifellos fortifikatorisch wie malerisch einzigartig. Daher hat mancher Künstler sich mit der Darstellung der vielfältigen Wehranlage versucht; schon um 1700 war ein Unbekannter damit beschäftigt, dann folgte Büchel, der sich mit besonderer Liebe dieser Aufgabe widmete. Und noch kurz vor dem Abbruch dieser Wehrbauten hielten Anton Winterlin und J. J. Schneider das Bild in prächtigen Aquarellen fest. So sind wir über diesen Teil der Befestigung in allen Einzelheiten vortrefflich unterrichtet, zumal auch die frühesten Photographen Basels sich beim Abbruch des Steinentors hierher begaben.

Vom Steinentor an verlief die Ringmauer in ihrer mittelalterlichen Höhe quer durch den Talboden. Durch zwei niedere Rundbogen, die mit Fallgattern abgesperrt waren, floß der Birsig in die Stadt ein. Zwischen den Bogen, also mitten im Flußbett, erhob sich ein schlanker Turm auf sechseckigem Grundriß, der mit einer spitzen Ecke sowohl gegen außen wie nach der Stadtseite sah. Auf ihn wurde ein hohes Obergeschoß gestellt, das auf Konsolen vorkragte und Gußlöcher nach unten besaß. Nach außen sah dieser Aufbau mit einer fünffach gebrochenen Mauerfläche, über der das Dach in gleicher Weise aufstieg; an der Stadtseite war das Türmchen dagegen dreikantig. Der Wehrgang, der sich an der Mauerkrone hinzog, stieg von links und rechts mit Steintreppen in das Türmchen hinein, weshalb die Mauer – von außen gesehen – mit Schräggiebeln an den Turmaufbau an-

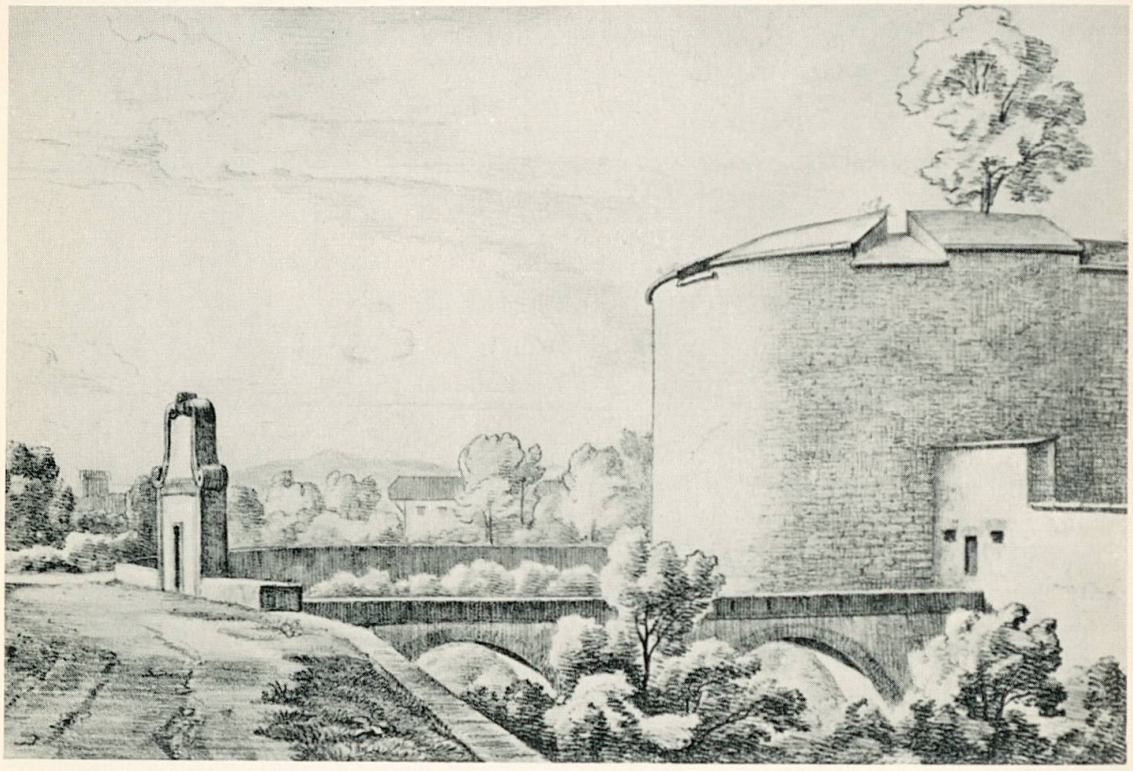
schloß. Von der erhöhten Stelle aus war eine vorzügliche Sicht über den Birsigeinlauf gewährleistet. Einen Schutz mehr bedeutete auch der innen, knapp über den Einlaufbogen verlaufende Wehrgang, von dem aus die untern Schießlöcher der Mauer bedient werden konnten. Am Westufer hing an der Mauerkrone überdies ein weiterer Erker, der an Stelle des Spitzdaches um 1750 einen barock geschwungenen Helm erhielt. Nicht genug damit, war vor dem Graben die sogenannte «Contrescarpe»-Mauer erhöht worden und zog vor der innern Mauer ebenfalls quer durch das Tal. Auch hier mußte der Birsig durch zwei niedrige Bogen seinen Einlauf suchen, während zwischen den Bogen ebenfalls ein kleiner Turm, hier rund und mit Zinnen abschließend, Wache stand. Und damit ein eindringender Feind, der im Birsigbett vorgestoßen war, schließlich hinter der innern Mauer zum Stehen gebracht werden konnte, war der Fluß gegen die Vorstadt hin durch einen senkrechten Fall gesperrt.

In diesem geschilderten Zustand blieb die Befestigungsanlage, die das alte Steinenquartier abschloß, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten. Nach 1850 wurde als erstes das Pyramidendach des Torturmes entfernt und ein Zinnenabschluß im Sinne der Romantik geschaffen. Um 1865 verschwand das Vortor, nachdem schon zuvor der darüberhängende Erker entfernt worden war. Anton Winterlin hielt den Turm 1865 noch mit dem Vortor fest, während J. J. Schneiders Aquarell von 1866 den Torturm bereits mit der Ringmauer in einer Flucht zeigt. In eben diesen Jahren wurde der hochinteressanten Anlage das Todesurteil gesprochen. Während des Abbruchs stellten sich die ersten Basler Photographen, Höflinger und Varady, hier ein und bannten das Bild auf ihre Platten, auf solche Weise eindeutige Dokumente für das Aussehen dieser Bauten schaffend.

Zuerst fiel 1865 die äußere Mauer über den Birsig, weil sie der neuen, zur Austraße führenden Brücke im Wege war; dann kam im Herbst 1866 das Steinentor mitsamt dem Hauptmauerzug an die Reihe. Das über der östlichen Halde stehende Elisabethen-Bollwerk blieb noch bis 1881 stehen; fünf Jahre nach seinem Abbruch mußte die von ihm zum ehemaligen Tor hinuntersteigende Mauer mitsamt dem dahinter aufgeschütteten Wall verschwinden. Im selben Jahre 1886 wurde die ehemalige umfangreiche Schanze zum Park umgewandelt, aus dessen Grün noch wenige Mauern der Außenflanken zum Steinentorberg hinaussehen.



6. Blick von der Elisabethenschanze zum Steinentor und der Steinenschanze.
Federzeichnung (zum Teil laviert) von Emanuel Büchel, 1745. Staatsarchiv Basel.



7. Stadtgraben beim Fröschenbollwerk. Mit Aquädukt des Spalenbrunnwerks.
Lithographie von A. Merian nach einer Vorlage von Jakob Christoph Miville, 1828.
Staatsarchiv Basel.

Als Gegenstück zu Bollwerk und Schanze auf der östlichen Anhöhe fand sich eine gleiche Wehranlage auch auf dem linken Hochrand des Birsigtales. Im Mittelalter stieg hier wie dort eine einfache Mauer mit dem davorgelegten Graben die Halde hinan; das letzte Stück vom Einlauf des «Steinen- oder Rümelinbaches», dem alten Gewerbekanal, bis zur Höhe wies, der steilen Böschung wegen, eine treppenartige Mauerkrone auf. Oben, wo die Hochterrasse erreicht war, erhob sich seit dem Jahre 1548 das hufeisenförmige *Bollwerk zu St. Leonhard*, das auch den Namen «*Wagdenhals*» trug. Sein Standort war etwa dort, wo heute die Kohlenberggasse in den hintern Steinengraben einmündet. In den 1620er Jahren wurde diese strategisch wichtige Stelle mit einer neuzeitlichen polygonalen Bastion versehen, die das Bollwerk höchstens noch als Basis benützte, selber mit ihrer Spitze jedoch weit ins Gelände des «Mostackers» vorstieß. Von den äußeren Flankenmauern dieses «*Steinenschanze*» genannten Werkes haben sich am Auberg ansehnliche Teile erhalten, während das Bollwerk, die anschließenden Mauern und die mehrteiligen Gräben 1866/67 verschwanden. An ihre Stelle traten Straßen oder die Parkanlage.

Vom Bollwerk «Wagdenhals» weg war zu Ende des 16. Jahrhunderts ein Stück der Ringmauer mit einer Wallhinterfüllung verstärkt worden. Diese verlief so weit wie heute der Mittelstreifen des Steinengrabens geht, nur wenig über die Kanonengasse hinaus. Von da an begnügte man sich auf der ganzen weiten Strecke bis zur «Lys» mit der einfachen mittelalterlichen Mauer, an der nach Merian drei Halbrundtürme standen. Später muß nur noch einer davon vorhanden gewesen sein, der 1648 «*Safranturm*» genannt wurde. Es wird jener sein, den ein Plan aus der Zeit um 1850 am Ende der innern St. Leonhardsstraße – damals Missionsstraße genannt – zeigt. Wo das 1849 erwähnte «Observazionsthürmlein ohnweit dem Leimenthor» sich befand, ist nach diesem Plan nicht ausfindig zu machen. Merkwürdig ist, daß von dieser Strecke der alten Ringmauer bisher kein Bild zu finden war. Offenbar müssen die Bauten hier keinen Künstler dazu verlockt haben, sie festzuhalten. Bis ins 18. Jahrhundert zog hier eine gleichmäßige Mauer mit Zinnenkranz vom Bollwerk «Wagdenhals» bis zur «Lys», wie wir dies einer Zeichnung Büchels vom Jahre 1758,

die dem Graben beim «Fröschenbollwerk» gewidmet ist, entnehmen können.

Bisher war vom einspringenden Winkel der Stadtbefestigung bei der «*Lys*» keine genaue Abbildung bekannt. Am Tage, da diese Zeilen in Druck gingen, fanden sich in einem Basler Privathaus zwei Aquarelle von J. J. Neustück, die diesen Teil der Ringmauer mit dem eigentümlich in die Ecke eingeschobenen ehemaligen Torhaus aufs deutlichste wiedergeben. Es mußte sich hier ein Rest der ehemaligen Vorstadtbefestigung der «Spalen» erhalten haben. Tatsächlich besaß diese südlich des innern Spalentors einen Nebenausgang, das «*Egloffstörlein*», das zu Ende des 14. Jahrhunderts, als die einheitliche äußere Wehranlage um die Gesamtstadt entstand, zugemauert wurde. Der Torbau wandelte sich in ein Wohnhaus um, das bis ins 19. Jahrhundert hinein aber seinen zugemauerten Torbogen gegen die Innenseite beibehielt. Das Törlein wurde zu Anfang des 19. Jahrhunderts wieder geöffnet und diente als «*Leimentor*» während wenigen Jahren den Bewohnern der neuen Häuser auf dem «Mostacker» (Mostackerstraße hieß die heutige Holbeinstraße). 1868/69 wurden Mauern und Graben am Steinen- und Schützengraben entfernt.

Von der «Lys» weg beschrieb die Ringmauer eine auffallende Ausbuchtung und umschloß mit ihrem Rund die Spalenvorstadt von der Südseite her. Merian gibt hier zwei halbrunde Türme an, von denen der eine vielleicht mit dem «*Bösinger thurn*» «in der vorstatt Spâlen hinder Froidnow an der ringkmure» identisch ist (BUB VI, S. 316). Bis ins 16. Jahrhundert stand an dieser Strecke noch ein dritter Turm, dort, wo die «Fröschgasse» – die heutige innere Schützenmattstraße – an die Mauer anstieß; er hieß «*des Brunnmeisters Turm*». An dieser Stelle floß das Wasser des «Spalenbrunnwerks» in die Stadt ein; es kam von Quellen beim Neubad her, wurde mit einer steinernen Bogenbrücke (Aquädukt) über die Tiefe des Stadtgrabens hinweggeführt und gelangte beim Turm, der dem Brunnmeister zur Verwahrung seiner Werkzeuge und Deuchelvorräte diente, durch die Ringmauer ins Stadtinnere. Auf dem Grundriß des Spalenbrunnwerks, den Brunnmeister Hans Zschan um 1500 «zum Nutzen seiner Nachfolger» anfertigte, ist der Turm deutlich dargestellt und mit seinem Namen versehen. Aber 1550 beim Bau des Fröschenbollwerks, das die Südwestecke der Spalenvorstadt verstärken mußte, wurde der Turm niedergelegt.

Gleich den andern Wehrbauten aus der Mitte des 16. Jahrhunderts bestand das «*Fröschenbollwerk*» aus einem mächtigen Quaderbau, der in Hufeisenform vor die Ringmauer vorsprang. Von der Fröschgasse her führte eine Rampe zum Rundbogentor der flachen Rückseite, durch das die Plattform mit Geschützen erreicht werden konnte, während an der östlichen Seite eine Treppe zu dem auf den Zinnen befindlichen Wachthäuslein führte. Flach geneigte, nach außen sich öffnende Scharten schlossen das Bollwerk oben ab. Von kaum einer Stelle der Basler Stadtbefestigung besitzen wir so viele Darstellungen, Zeichnungen sowohl als Photographien, wie von diesem trutzigen Bauwerk. Auch Büchel hielt es 1753 in einer Zeichnung fest, vermutlich weil die Brücke der Brunnleitung das Bild bereicherte. An deren Außenseite verwehrte ein malerisches Barocktörlein, das schon auf den Stadtprospekten Merians zu beobachten ist, Buben und anderen neugierigen Leuten den Zugang. 1868/69 wurden hier Mauern und Bollwerk abgetragen, um einen neuen Stadtausgang und den Bau eines Schulhauses zu ermöglichen.

Im Bogen zog die Ringmauer vom Fröschenbollwerk nordwärts zum Spalentor hin. In der Mitte zwischen den beiden bedeutenden Wehrbauten erhob sich ein Turm, der auf fünfeckigem Grundriß eine spitze Ecke in den Graben vorschob. Seine Geschosse waren durch kleine Absätze abgestuft. Er glich in seiner Bauart dem «Harzturm» beim Aeschenbollwerk und einem weiteren an der Flanke gegen St. Johann hin; sie mögen alle dem 15. Jahrhundert entstammen, das an gewissen Stellen ältere Rundtürme damit ersetzte. 1849 hieß er «*Fröschenbollwerkturm*». Auch er fiel 1868/69.

Das Spalentor

Unter den Toren Basels nimmt das Spalentor eine ganz besondere Stellung ein. Keine der zahlreichen Wehrbauten der Stadt ist derart reich mit Kunstwerken ausgeschmückt worden, wie der Zugang, der sich den vom Sundgau Herkommenden öffnete. Aber auch in seinem architektonischen Aufbau ist das Tor derart eigenwillig, daß sich kaum ein stattlicheres Beispiel eines städtischen Wehrbaues in Mitteleuropa finden wird.

Der Kern der Torburg ist ohne Zweifel der einfache quadratische

Turm. Wie weit dieser zurückreicht, ist schwer zu sagen. Die Vorstadt vor dem inneren Spalentor, dem späteren Schwibbogen, war schon bald nach dem Abschluß der inneren Stadtmauer, also nach 1206 entstanden. Wann aber die merkwürdig buckelartig an die bisherige Stadt sich anfügende Vorstadtbefestigung folgte, kann durch keine Schriftstücke nachgewiesen werden. Es ist sehr wohl möglich, daß der Unterbau des mittleren Turmes vor das Jahr 1300 zurückreicht.

Allerdings wurde das Bauwerk zu Anfang des 15. Jahrhunderts als «neues Tor» bezeichnet, was vermuten läßt, daß es bei der Errichtung der umfassenden äußeren Befestigung mitbenutzt, später aber dann in großen Teilen erweitert und verstärkt wurde. Sicher erhielt der erhöhte Turm damals an der Außenseite den reichen Skulpturenschmuck, der ihm glücklicherweise bis heute erhalten blieb. Maria mit dem Kinde und die Propheten sind Werke, die denen der Parlerschule in Prag naheverwandt erscheinen. Ebenfalls um 1400 werden dem Torturm auch die beiden runden Seitentürme angefügt worden sein, die der Torburg ihren besonderen Charakter verleihen.

Als in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Stadtbefestigung den wachsenden Anforderungen angepaßt werden mußte, erhielten alle Tore jene Vorbauten, die, in den Graben vorstoßend, mit einem halben Pyramidendach an die Außenmauer des Turmes anschlossen. Das Vortor beim äußeren Spalentor, das 1473/74 von Meister Jakob Sarbach geschaffen wurde, scheint nie ein Dach besessen zu haben; alle Darstellungen zeigen die Zinnenreihen des zierlichen Baues stets frei und unbedeckt. In keiner Weise seinem fortifikatorischen Zweck gemäß, ist das Vortor an Zinnen und Konsolen überreich mit Skulpturen bedacht. Man wird den Eindruck nicht los, daß es in kriegerischen Zeiten schwerlich seinen eigentlichen Zweck hätte erfüllen können, auch wenn es noch so geschickt mit verstellbaren Schießscharten ausgestattet worden ist. In erster Linie sollte der die Stadt Betretende – und es kamen je und je bedeutsame Herren die elsässische Landstraße daher – einen ersten Begriff vom Reichtum des baslerischen Gemeinwesens in sich aufnehmen.

Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde der Zugang zum Tor mit einem großen Vorhof vor dem Graben ausgestattet. Zwei Mauern griffen vor der Fallbrücke wie eine Zange ins freie Gelände hinaus und endeten dort mit je einem Rundturm. Diese Vorwerke waren im 18. Jahrhundert mit polygonen Zeltdächern versehen. In den Revo-

lutionsjahren wurde man der vielen Schranken vor dem Tore überdrüssig. Auch beim Spalentor verschwanden Vorhof und Vortürme; dies geschah 1813. Schon früher wohl hatte man die Schanzen, die noch weiter außen aufgeworfen worden waren, wieder eingeebnet. Auch der Zusammenhang der Torburg mit den anschließenden Ringmauern, von denen aus der Turmbau einzig zugänglich war, wurde 1866 zerstört, da die Mauer sowohl am Schützengraben als auch am Spalengraben dem Abbruch verfiel.

Die damals geplante Umgestaltung der Nachbarschaft kam nur zum kleinsten Teil zur Durchführung. Die Tordurchfahrt erhielt dadurch eine Entlastung, daß die Straße an der nördlichen Seite um die Torburg herumgeführt wurde. Rufe nach dem Abbruch des Spalentors, das dem wachsenden Verkehr im Wege stehe, wurden zwar hin und wieder laut; aber erfreulicherweise wußten die Stadtväter um den hohen Wert, der dem markanten Bauwerk eigen ist. Gerne wurden schon 1893 große Summen ausgegeben, um die lustigen Figuren an Konsolen und Zinnen des Vortors erneuern zu können. In den Jahren 1931/34 fand eine umfassende Restaurierung des gesamten Bauwerks statt, bei der sich besonders der bekannte Burgenforscher Dr. Carl Roth († 1940) große Verdienste erworben hat.

Eine Besonderheit des Spalentors liegt in seiner vollkommen erhaltenen Sperranlage der Durchfahrt. Die hölzernen Torflügel sind noch da, ebenso zwei Fallgatter, von denen das eine als festes Gitterwerk hinabfallend die Durchfahrt sperren kann, während beim andern die schweren, unten zugespitzten Eichenbalken einzeln hinuntergelassen werden können.

Vom Spalentor zum Hohen Wall

Den idyllischen Zustand der Stadtgräben beim Spalentor während des 18. Jahrhunderts und bis zu deren Verschwinden geben verschiedene Bilder wieder. Nach dem Aquarell von Franz Feyerabend aus dem Jahre 1788 weideten im Grabenteil oberhalb der Torbrücke stattliche Hirsche; im Teil, der sich vom Spalentor zum Petersplatz hinabsenkte, lagen zur Zeit von W. Meyer-Kraus heimelige Gärtchen der benachbarten Kleinbürger, die auf kleinen Treppen entlang der hölzernen Torbrücke dort hinabgelangen konnten. Diese Gärten verschwanden 1866, als die Stadtmauer fiel und das «Platzgäßchen», dem zuvor

hinter der Mauer nur wenig Raum gegönnt war, zum heutigen Spalengraben erweitert wurde.

Wo die Zinnenmauer, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts bereits niedriger gemacht worden war, gegen das Stachelschützenhaus hin umbog, stand in der Mauerecke ein kleines festes Haus, das vielleicht aus einem Rechteckturm umgebaut war und nach außen ursprünglich nur Schießscharten aufwies. Wahrscheinlich gehörte es anfänglich zur ersten Befestigung der Spalenvorstadt, die man bei der Gesamtummauerung der Stadt nach 1356 von der «Lys» bis hierher mitbenützte. Das Haus diente wohl seit langer Zeit einem städtischen Beamten zur Wohnung; noch im Jahre 1862 hauste der Stadtgärtner in diesem als «Stadtthurm» bezeichneten Gebäude (Petersplatz 7). Leider fiel es 1866 der Neuerungssucht zum Opfer.

Von diesem Eckhaus lief die Stadtmauer in gerader Richtung nordwärts hinter dem Petersplatz hin. Kurz bevor ein Halbrundturm die Flucht unterbrach, stand von der Stadtseite her das *Stachelschützenhaus* mit einer seiner Schmalseiten an die Ringmauer an. Bekanntlich bestand dessen Erdgeschoß bis ins 19. Jahrhundert aus einer offenen Halle, deren wuchtige Sandsteinpfeiler das in leichtem Fachwerk errichtete Obergeschoß trugen. Jünger als dieser quer zur Stadtmauer stehende Flügel waren jene, die links und rechts an den Haupttrakt anschlossen; auch sie besaßen unten offene Hallen, der östliche Flügel sogar in seiner ganzen Länge, so daß es aussah, als hinge sein Obergeschoß an der Stadtmauer.

Gleich neben diesem nördlichen Seitenbau erhob sich ein halbrund in den Graben vorspringender Turm, der sogenannte «*Schützenmättleinturm*». Diesen Namen erhielt er von dem benachbarten Schießplatz der Stachelschützen, der vom Querflügel des Schützenhauses bis an die Ecke reichte, wo heute die Bernoullistraße vom Petersplatz abzweigt. Auf dem einen Stich Merians zeigt der Turm einen fünfeckigen Grundriß, wie ihn der Harzturm beim Aeschenbollwerk oder der Fröschenbollwerkturm besaß. Auf allen übrigen Darstellungen erscheint er jedoch halbrund. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert diente der Schießplatz auch den Turnern. Es ist kaum anzunehmen, daß sie am torartigen Durchbruch durch die Mauer schuld sind, den ein Bild von J. J. Schneider zeigt; unten war dieser allerdings wieder leicht vermauert und mit Schießscharten versehen. Den Graben vor diesem Mauerstück hatte schon um 1770 ein biederer Seilermeister zu

einer «Seilerbahn» eingerichtet, und ein kleines Büblein, das sich später einen in Basel unvergeßlichen Namen machte, sah dem Handwerker mit Vergnügen bei seiner Arbeit zu; der Kleine hieß Johann Peter Hebel, und wir wissen, daß er diese Episode in einem seiner Gedichte festhielt: «s' Seilers Redli springt. . .» Der vor dem Spalentor 1825 für die Kirchgemeinden von St. Leonhard und St. Peter angelegte Gottesacker gab dem Gebiet im einspringenden Winkel der Stadtmauer einen neuen Zweck. Doch als der Friedhof schon 1868 wieder aufgehoben wurde, füllte man gleichzeitig den Stadtgraben beim Stachelschützenhaus auf. Das Gelände wurde später zum Botanischen Garten umgewandelt, der heute noch hier besteht.

Zu diesem neuen Garten gehörte während einigen Jahren auch der Raum bis an die Bernoullistraße, an deren Stelle sich der Graben vor der einstigen *Petersschanze* hinzog. Unter diesem Namen verstand man wohl die Aufschüttung hinter der Ringmauer, die schon an der Ecke nördlich des Schießplatzes begann und dem hier nach Westen vorstoßenden Zug der Befestigung bis zum «Wasenbollwerk» folgte. Es ist schwer zu sagen, wann die Verstärkung an diesem Mauerteil durchgeführt wurde. Schon im Jahre 1540 wird der Bau eines «Bollwerks zu Sant Peter» in den Ratsrechnungen gemeldet. Noch Merian zeigt an dem einspringenden Winkel nördlich des Stachelschützenhauses ein in die Flucht der Ringmauer eingebautes Haus, das vermutlich jenem am südlichen Mauerwinkel beim Platzgäßlein ähnlich sah. Somit muß die Hinterfüllung, die schon an dieser Ecke beim Petersplatz begann, erst im Verlaufe des 17. Jahrhunderts ausgeführt worden sein. Nach einer Zeichnung aus der Zeit um 1700 war der Anfang dieses Walles beim Platz mit einem Rundbogentor abgeschlossen, das ein Gesims mit lustigen barocken Zutaten aufwies.

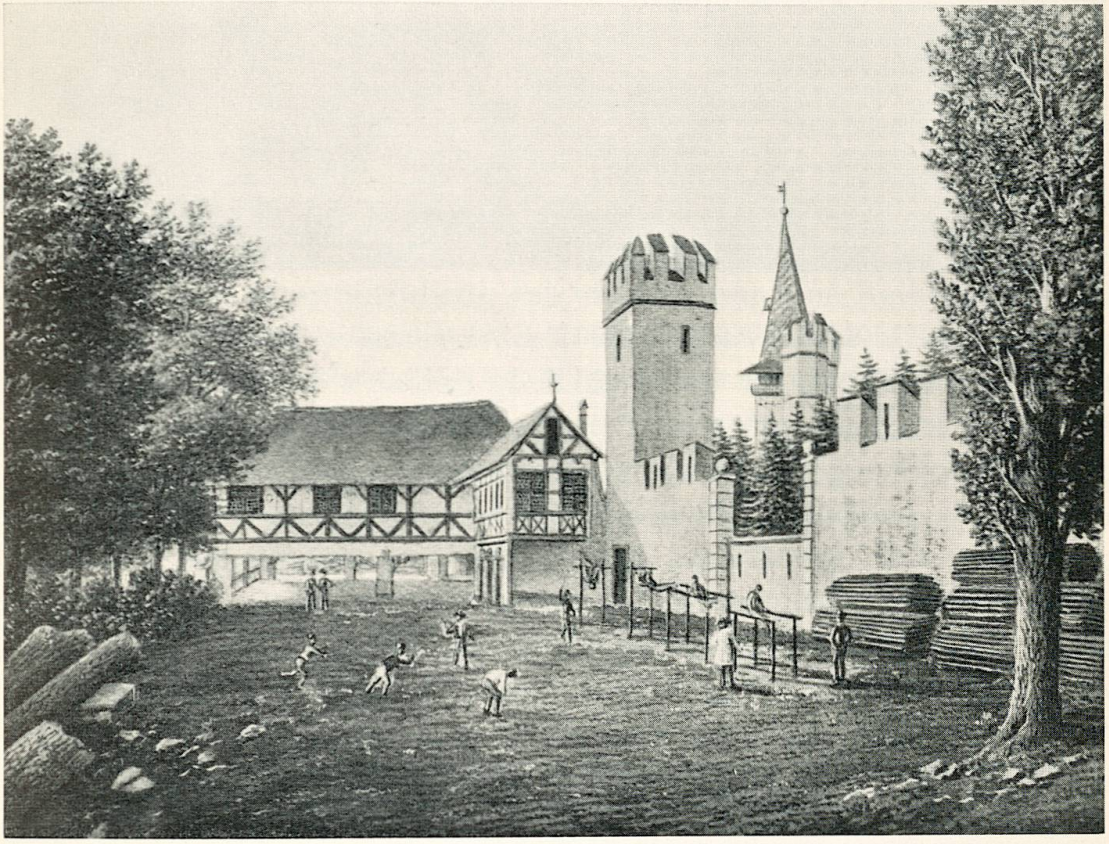
Der einspringende Teil der Stadtbefestigung nördlich des Spalentors ist nur durch die große Basler Sparsamkeit erklärbar: Als es galt, die Stadt mitsamt den Vorstädten in einen einzigen großen Bering zu bringen, benützte man vom Spalentor weg ein Stück weit die älteste Mauer der Spalenvorstadt bis zur südwestlichen Ecke des Petersplatzes und von da weg die zeitweilige Befestigung, die neben dem Petersplatz die innere «Neue Vorstadt» (Hebelstraße) und das Predigerkloster einbezog. Erst an der Nordwestecke des Petersplatzes schloß man dann nach 1356 rechtwinklig die neue Ringmauer an, die weit gegen Westen hin vorstieß und in mehrfachen Winkeln zum St. Johanntor hinabführte.

An diesem westwärts führenden Teil der äußeren Stadtbefestigung erhob sich in der Mitte ein Halbrundturm, der im Zeughaus-Inventar von 1648 als «*Thurn hinder Herren Werenfelsen Garten*» aufgeführt wird. Tatsächlich gehörte die Liegenschaft an der Neuen Vorstadt, die von innen an den Turm anstieß, um 1610 einem Herrn Werenfels. 1798 wurde der Bau als «Turm hinter dem Wasenbollwerk» und 1849 als «Zeugbollwerkthürmlein» erwähnt.

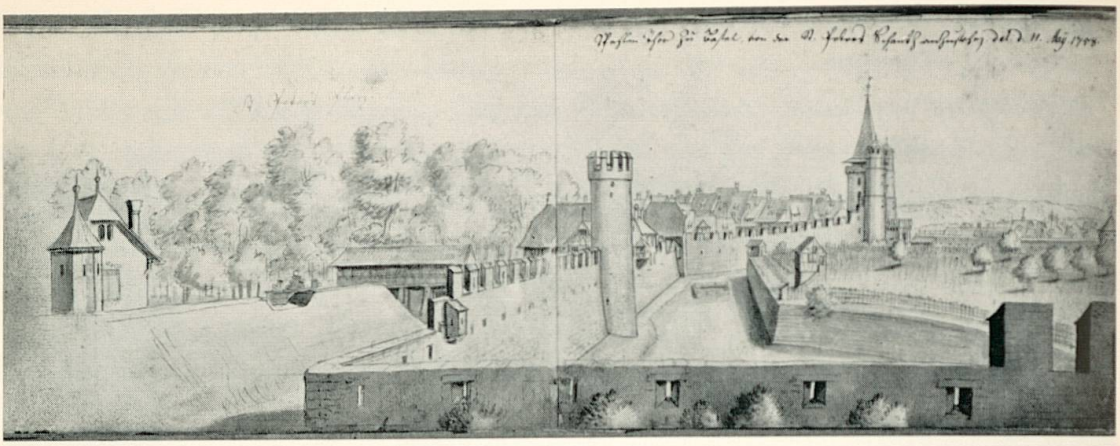
An der strategisch höchst bedeutsamen Ecke, von wo dem Spalentor Flankenschutz gegeben werden konnte, erhob sich ein starker Rundturm, der während Jahrhunderten als «*Lug-ins-Land*» bekannt war; 1849 allerdings hieß er «Wasenbollwerksturm», weil hinter ihm die Hohe Schanze oder das Wasenbollwerk aufragte. Den ersten Namen trug der runde Turm mit vollem Recht; von ihm aus konnte das weite Gelände zwischen Rhein und Sundgauhügeln überblickt werden. Noch zu Merians Zeiten schloß er oben mit einer zinnenbekrönten Plattform; im späten 17. Jahrhundert wurde er jedoch mit einem achteckigen Obergeschoß versehen, aus dessen Seiten Schießscharten mit Rustika-Umrahmung heraussahen; eine geschweifte Haube mit einem Glockentürmlein gab dem Ganzen eine mehr fröhliche als kriegerische Note. Leider wurde der Turm im Jahre 1871 abgebrochen, um dem «Bernoullianum» Platz zu machen.

Hinter der Ecke der mittelalterlichen Ringmauer sah das «*Wasenbollwerk*», auch «*Hohe Schanze*» oder «Hoher Wall» genannt, über den alten Stadtbering hinaus. Wie der erste Name des Wehrbaues, der bereits um 1530 angelegt wurde, besagt, bestand er aus Erdwerk und war mit «Wasen», d. h. Rasen, bedeckt und von Bäumen bestanden. Hier wurde erstmals anstelle des bisherigen Mauerbaues die Aufschüttung von Erde für die Stadtverteidigung versucht; doch kam man erst am Ende des 16. Jahrhunderts endgültig zu dieser Befestigungsweise. Das Bollwerk zeigte sich als längliches Rechteck, das nach drei Seiten an der Krone mit breiten Schießscharten, an der hintern Seite mit einer doppelten Zufahrt versehen war. Als der Eckturm «Luginsland» fiel, mußte auch ein großer Teil der Schanze dem Neubau des Bernoullianums weichen; nur der nördliche Teil blieb bestehen, doch ist auch er von Zeit zu Zeit durch Projekte der Nachbarn bedroht. Hoffentlich läßt sich dieser grüne Hügel am Rande der Altstadt retten und dem Publikum zugänglich machen!

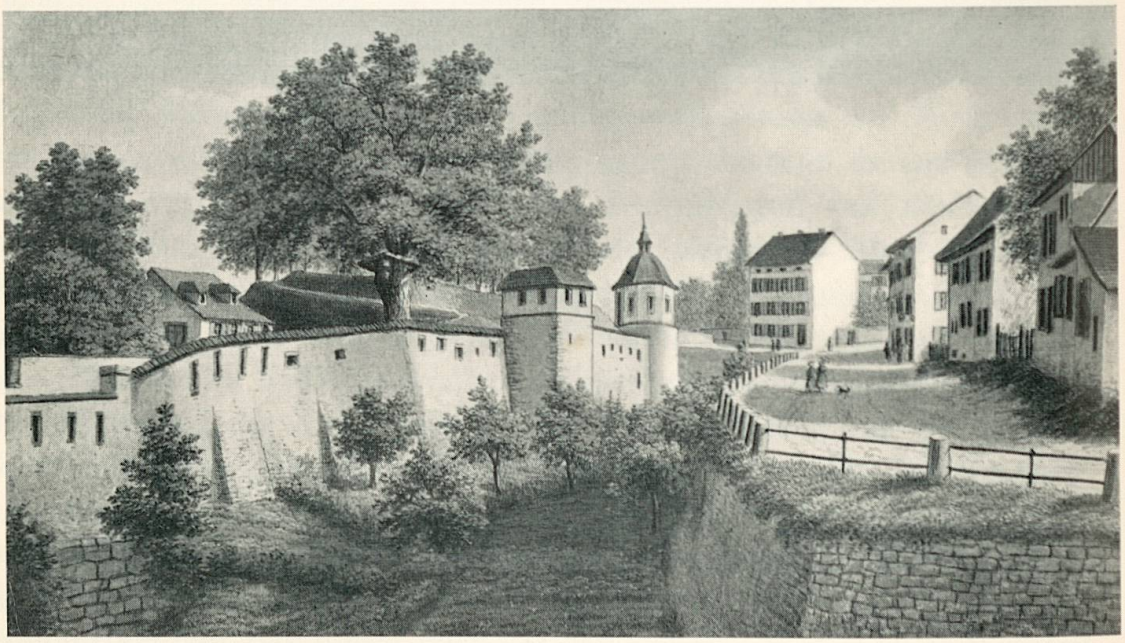
Von der äußeren Grabenmauer, die vor dem Turme «Luginsland»



8. Stadtmauer beim Stachelschützenhaus von innen.
Aquarell von J. J. Schneider, um 1860. Staatsarchiv Basel.



9. Blick vom Wall beim Petersplatz zum Spalentor.
Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1758. Kupferstichkabinett Basel.



10. Stadtbefestigung am Klingelberg mit dem Hohen Wall.
Aquarell von J. J. Schneider, um 1860. Staatsarchiv Basel.

einen scharfen Winkel beschrieb, ist bei Grabarbeiten im August 1954 mitten in der Straße des Klingelbergs unter den Tramschienen ein kleines Beweisstück zum Vorschein gekommen. Es zeigte, daß dieser weniger wichtige Bestandteil des Basler Wehrgürtels aus roh geschichteten Kalksteinen bestanden hatte.

Vom Hohen Wall zum St. Johanntor

An der Strecke der Stadtbefestigung, die vom Turme «Luginsland» an den Rhein hinunterführte, gab es nicht nur eine Reihe von merkwürdigen Winkeln, sondern auch verschiedene Verstärkungen, von denen kaum eine der andern glich. So besaß der erste Turm nach der Ecke, der am äußern Ende der «Neuen Vorstadt» und nahe der nördlichen Kante des Hohen Walls stand, einen fünfeckigen Grundriß und stieß – wie der Harzturm und der Fröschenbollwerkturm – mit einer Spitze in den Graben vor. Während er bei Merian oben mit einem Zinnenkranz schloß, sieht man ihn auf Bildern des 19. Jahrhunderts mit einem nicht immer gleich dargestellten Dach bedeckt. Seiner Nachbarschaft zur Schanze wegen hieß er «*Wasenbollwerkturm*»; als solcher wird er im Verzeichnis von 1849 genannt. Kurz vorher muß er in seinen obern Teilen abgetragen und unten mit neuen Schießscharten versehen worden sein.

Etwas weiter unten am Klingelberg standen zwei weitere Türme, halbrund vorspringend. Der eine wird der 1798 als «*Reiffenturm*», 1849 dagegen als «Ristenturm» erwähnte Bau gewesen sein. Er befand sich etwa da, wo – dem Knick des abbiegenden Klingelbergs gegenüber – die Anlage vor dem Schwesternhaus des Bürgerspitals endet. Der zweite Turm, unter dem wir das 1648 als «Thurn bey der Frow Peyerin Garten Haüßlin» erwähnte, 1849 dagegen als «*Schabturm*» angeführte Bauwerk vermuten dürfen, stand schon dem ehemaligen «Schellenmätteli» gegenüber und kam, als der neue französische Bahnhof 1843/45 auf diesem Platze entstand, innerhalb des neu zur Stadt geschlagenen Gebietes zu liegen. Denn wenig unterhalb des «Ristenturms» setzten die eigens zum Schutz der Bahnhofanlagen aufgeworfenen Fortifikationen an, die das Eisenbahntor ein gutes Stück ins bisher freie Gelände vorschoben.

Wo die Lottergasse, heute Spitalstraße genannt, sich der ursprüng-

lichen Ringmauer näherte, bog diese um und verlief ein Stück weit westwärts bis zu einer Ecke, an der sich der *Metzgerturm* erhob. Sein Name blieb während Jahrhunderten der gleiche. Er zeigte sich im Kreise der vielen Mauertürme als besonders markante einmalige Gestalt. War er schon in seiner quadratischen Form in der äußern Mauer Großbasels etwas Seltenes, so kam seine barock geschweifte Haube höchstens noch beim Letziturm im «Dalbeloch» vor; allein alles an ihm war stattlicher und gedrungener als dort. In sein oberes Geschoß, das über einem Wulst quaderumrahmte Schießscharten aufwies, führte von der Stadtseite und der dortigen Wallaufschüttung her eine steinerne Bogenbrücke. Allem Anschein nach muß das Bauwerk am Ende des 17. Jahrhunderts zu einem guten Teil erneuert worden sein. Als 1843/45 die französische Ostbahn in Basel ihre Endstation anlegte, kam der Metzgerturm direkt auf den Platz vor das Empfangsgebäude zu stehen, was ihm begreiflicherweise das Todesurteil eintrug. Auch die ober- und unterhalb anschließenden Mauerteile verschwanden damals.

Nach der vorspringenden Ecke am Metzgerturm beschrieb die Stadtmauer nördlich davon einen einspringenden Winkel, um sodann nach einer erst mit einer Wallhinterfüllung, dann mit Zinnen versehenen Strecke zum *St. Johann-Bollwerk* zu gelangen. Dieses war als letztes der auf hufeisenförmigem Grundriß beruhenden Bauwerke in den Jahren bis 1554 entstanden. Es sprang als mächtiges Rondell aus Hausteinquadern an diesem, einen flachen Winkel bildenden Eck der nördlichen Stadtfront vor. Breite, sich nach außen erweiternde Schießluken in der Brüstung wiesen auf die Geschütze hin, die hier die Verteidigung übernehmen mußten. Nach der Innenseite senkte sich eine Rampe zur äußern St. Johann-Vorstadt hinab. Oben auf der Plattform befand sich ein vieleckiges Wachthäuslein am äußersten Rund, das sicher in einem Ernstfall als erstes von einer feindlichen Kanonenkugel weggefegt worden wäre...

Zwischen diesem Bollwerk und dem nahen St. Johanntor war hinter der mittelalterlichen Mauer wieder ein Wall aufgeschüttet worden, von dessen Ausführung wir in den Berichten von 1622 hören. Kurz ehe die Mauer in die Torfront umbog, war dieser Wall um eine Stufe erhöht; Geschützluken sahen durch die Böschung und über die Mauerkrone hinaus. Direkt davor, dem tiefen Stadtgraben vorgelagert, befand sich ein «Ravelin», die *St. Johannschanze*, die mit der Spitze nach außen, mit der offenen Breitseite nach innen gerichtet und durch einen

verdeckten Gang mit dem Wall hinter der Mauer verbunden war. Auch dieses Verstärkungswerk entstand zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges, wie jenes vor dem St. Albantor und den eigentlichen großen Schanzen beim Birsigtal.

Als man 1843/44 die neue Befestigung für den Bahnhof anlegte, blieb das Ravelin davor bestehen, da der neue Wall zwischen ihm und dem St. Johann-Bollwerk an die Ringmauer ansetzte. 1874–1877 jedoch wurde es abgetragen und machte den Anlagen vor dem Pestalozzi-Schulhaus Platz. Gleichzeitig fiel auch die nur während dreißig Jahren bestehende Fortifikation, die den Bahnhof mit seinem «Eisenbahntor» hätte beschützen sollen.

Das St. Johanntor und die Rheinschanze

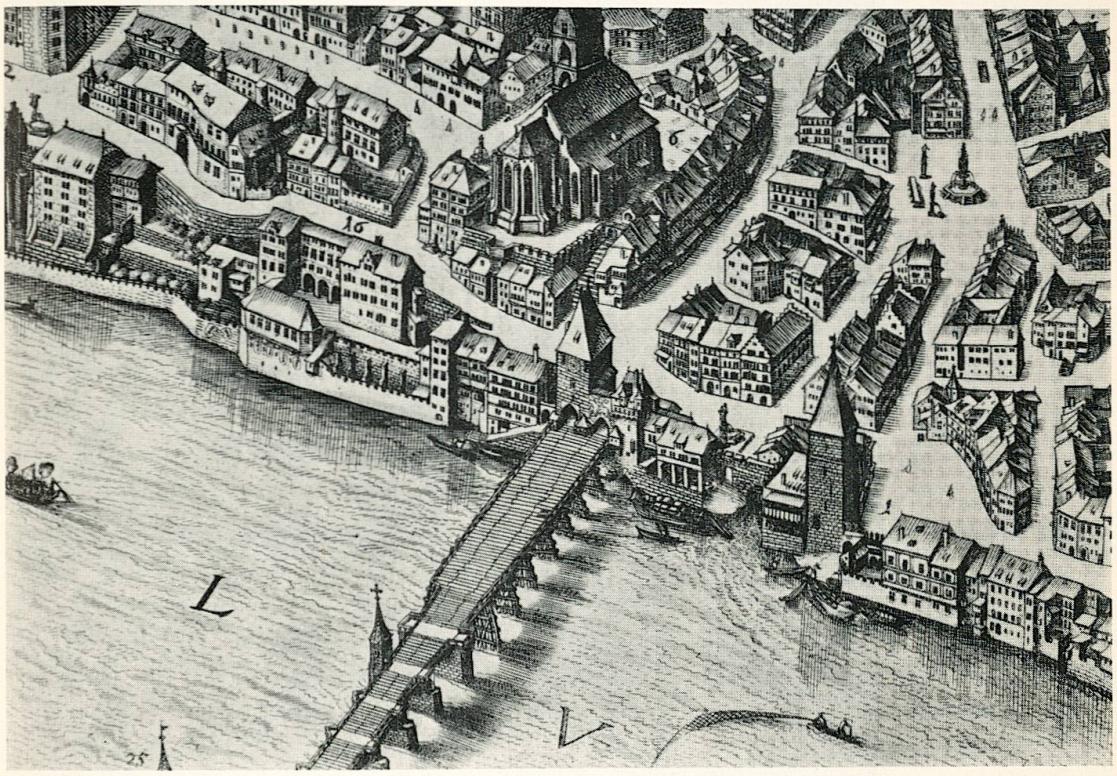
Weit sprang die St. Johannvorstadt gegen die elsässische Ebene vor. Es war daher gegeben, daß die mittelalterliche Torburg an dieser gefährdeten Ecke nicht nur mit einem Vorbau des 15. Jahrhunderts, sondern späterhin auch mit kräftigem Flankenschutz versehen wurde. Der Torturm, als das Herzstück der ganzen Anlage, ragte zu ansehnlicher Höhe auf und kragte mit seinem Obergeschoß auf Konsolen vor. Ein abnehmbares flachgeneigtes Zeltdach schloß über dem Zinnenkranz ab, wie wir es – mit Ausnahme des Spalentors – bei allen Toren der äußeren Stadtbefestigung antrafen. Als Emanuel Büchel das Tor 1747 und 1760 zeichnete, befand sich auf der Spitze des Turmes ein einfaches, mit einem Satteldächlein abgedecktes Glockengerüst, das schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts wieder durch eine Wetterfahne ersetzt war.

Das Vortor wurde im Jahre 1670 an einer Ecke mit einem malerischen Barockerker versehen, an dem sich der von zwei Basilisken gehaltene Baslerschild in kräftigem Relief zeigt. In der gleichen Zeit wurden auch die Schießlöcher des Vortors durch Fratzen ausgeschmückt, die uns heute eher an die Fasnacht als an den Krieg erinnern. In der Tordurchfahrt sind die hölzernen Torflügel wie auch das Fallgatter noch erhalten. Leider wurde die Umgebung des Tores mit den anschließenden Wallanlagen, dem Ravelin seitlich davor und den tiefen Gräben in den Jahren 1873 bis 1877 entfernt. 1874 erhielt der Torturm seinen wenig erfreulichen Dachaufbau, der hoffentlich demnächst wie-

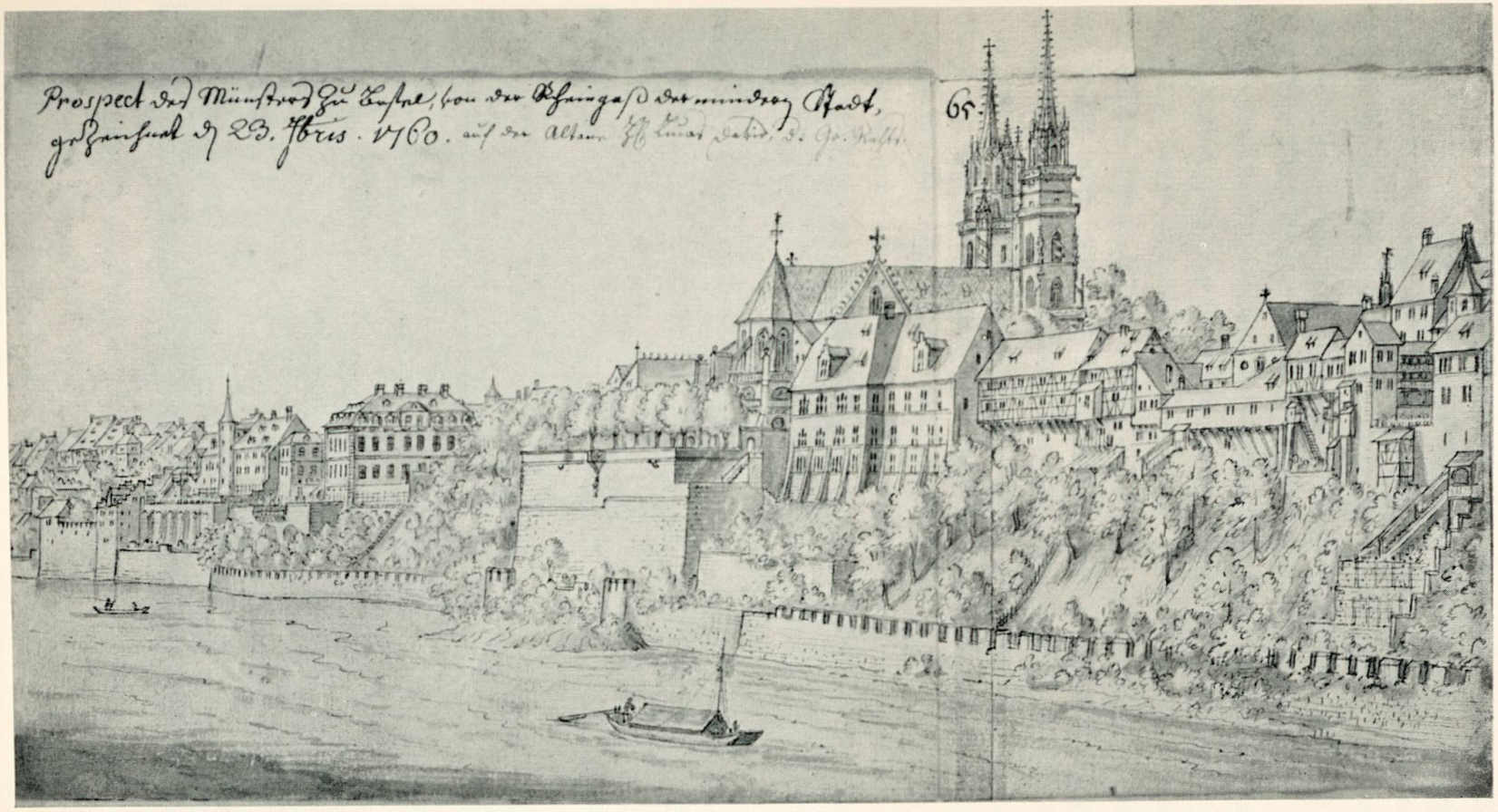
der verschwindet. Pläne für die Umgestaltung liegen schon lange vor. Die Treppe, die heute auf der Seite gegen den Platz in das obere Geschoß führt, ist kaum alt; der Zugang wird hier vom Wall her möglich gewesen sein. Alte Photographien zeigen uns, daß die Aufschüttung hinter der Ringmauer, die hier schräg zum Torturm verlief, nach dem Ende der Vorstadtgasse hin durch eine hohe Mauer und ein barockes Rundbogentor abgeschlossen war.

Einen großen Vorzug besitzt das St. Johanntor noch heute dadurch, daß wenigstens auf der Seite gegen den Rhein die ehemalige Schanze in der alten Höhe anschließt. Zwischen dem Torturm und dem Zollerhäuschen aus der Zeit um 1800, einem einzig erhaltenen Beispiel, führt ein Aufgang auf den hohen Wall, der hier als Hinterfüllung der Ringmauer deutlich erkennbar ist. Merkwürdig ist nun allerdings, daß der Mauerzug nicht auf den Torturm, sondern auf die äußere Flucht des Vortores hin verläuft; daraus ist zu schließen, daß dieses Stück der Befestigung bis zum Rhein frühestens am Ende des 15. Jahrhunderts entstanden sein kann. An der Ecke zum Rhein bog die Wallaufschüttung ab und bildete einen Winkel, der zusammen mit dem an der scharfen Ecke stehenden *Thomasturm* gleichzeitig das untere Ende der Rheinuferbefestigung darstellte.

Der Name dieses Turmes rührt von einer steinernen Figur her, die an seiner rheinabwärts gerichteten Ecke angebracht war. Emanuel Büchel, der den hier vorspringenden Teil seiner Vaterstadt besonders schätzte und ihn darum mit mindestens vier seiner Zeichnungen festhielt, gibt diese St. Thomasstatue, die aus dem Ende des 14. Jahrhunderts oder von Anfang des folgenden stammen mochte, nur andeutungsweise wieder. Deutlicher hat sie Daniel Burckhardt in einer Skizze von 1783 aufgenommen; daraus erkennen wir, daß nicht der Apostel Thomas, sondern der 1170 in seiner Kathedrale ermordete Erzbischof Thomas Becket von Canterbury dargestellt war. Weshalb dieser, schon 1173 heiliggesprochene Engländer zu einem Standbild am Basler Rheinufer kam, ist wohl schwerlich ausfindig zu machen. Schon im Jahre 1806 wurde der Turm in seinen oberen Geschossen abgebrochen und die Statue verschwand. Die unteren Geschosse blieben bestehen; der 1882/83 angelegte St. Johann-Rheinweg deckte sie jedoch teilweise zu, so daß die Höhe des Bauwerks heute unscheinbar wirkt. Von seiner Plattform aus, die mit dem Wall dahinter auf gleiche Ebene gebracht wurde, ließ sich noch in meiner Kinderzeit, die in die



11. Rheintor und Salzturm.
Ausschnitt aus dem Vogelschaubild der Stadt Basel von Norden.
Stich von Matthäus Merian, 1615.



12. Münster mit Pfalz und Rheinufer-Befestigung, von Kleinbasel aus gesehen.
Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1760. Kupferstichkabinett Basel.

ersten Jahre unseres Jahrhunderts fielen, prächtig ins untere Kleinbasel und seine freien Weiten sehen. Der Blick schweifte, von Fabrikkaminen kaum behindert, hinaus ins schöne Markgräflerland.

Noch steht, vom «Rheinschänzlein» aus betrachtet, der Badische Blauen als königlicher Berg mitten am Horizont. Daran müßte sich Johann Peter Hebel halten, wenn er heute wiederkäme. Alles andere aber würde ihn kaum mehr freuen; denn die Stadt, die er wohlverwahrt innerhalb ihres Mauerrings gelegen wußte, ist nicht mehr die heimatliche wie einst.

3. Die Rheinufer-Befestigung Großbasels

Der Salzturm und das Rheintor

Zum ältesten Bestand der Basler Stadtbefestigung gehörte als ehrwürdiges Überbleibsel der «Salzturm», der nach der Annahme von Beatus Rhenanus gemeinsam mit dem Rheintor auf römischen Fundamenten gestanden haben soll. Bis ins 19. Jahrhundert hinein erscheinen die beiden mächtigen Bauten denn auch wie zwei nahe beisammenstehende Brüder als der eigentliche Mittelpunkt der bürgerlichen Stadt am linken Ufer. Doch sind sie beide keineswegs gleich alt. Während das Rheintor erst im Anschluß an den Bau der Rheinbrücke 1225 entstanden sein kann, reicht der Ursprung des Salzturmes wohl ins 11. Jahrhundert zurück. Der Landeplatz an der Birsigmündung bedurfte eines solchen festen Turmes, wie wir ihn ähnlich bei der Burg Freudenau an der Aare, in Aarau oder in Stansstad am Vierwaldstättersee antreffen. Wuchtig überragte er die benachbarten Häuser. Einzelheiten, wie das Pförtchen gegen den Rhein und die sparsamen Mauerschlitze in den mächtigen Quadern lassen die Zeichnungen von Matthäus Merian (1615) und Emanuel Büchel (um 1740) erkennen. Ein Aquarell von Achilles Bentz aus der Zeit um 1810 gibt auch die merkwürdige Verengung des obersten Geschosses deutlich wieder, die wir auf dem «Alten Stadtbild» von Basel ebenfalls erkennen können (vgl. Abb. 1, Neujahrsblatt 1955).

Von diesem Turme am Rheinufer aus besorgte wohl ein bischöflicher Ministerialer im Auftrage des Stadtherrn die Überwachung der Schiff-

lände; möglicherweise ging aus diesem Amte jenes Geschlecht hervor, das im 12. Jahrhundert in Basel unter dem Namen «de Reno», «ad Renum», «ze Rin», «zu Rhein» auftaucht und im Basler Bistum zu den höchsten Würden emporstieg.

Woher der Name «Salzturm» kommt, ist leicht zu erklären. Schon im 13. Jahrhundert werden in Basel eine «Salzgasse» und ein «Salzberg» erwähnt; die erstere hieß später «Schwanengasse» nach dem dortigen Gasthof. An der Schifflände kam das für das tägliche Leben notwendige Salz mit Schiffen vom Niederrhein und von Schwaben an und wurde im Lagerhaus am Turm und bei den benachbarten Händlern verwahrt und verkauft.

Der Salzturm verlor an Bedeutung, als im Jahre 1225 die Rheinbrücke erbaut und der Fährebetrieb über den Strom eingestellt wurde. Zur Sicherung des neuen Stadtausganges mußte das *Rheintor* erbaut werden, das fortan die Wacht rechts der Birsigmündung übernahm. Bei einer Erneuerung des Tores im Jahre 1363/64 entstand wohl der wuchtige Turm, der in seinem Umfang, nicht in der Höhe, den Salzturm übertraf. Obgleich nun fortan dieses bedeutsame Tor die Aufmerksamkeit der Bürger und der Reisenden immer mehr auf sich lenkte, weswegen es der Rat mit manchem Schmuck bedachte, vergaß man daneben den Salzturm noch lange nicht. Im Jahre 1478, als man die Kapelle auf der Brücke erbaute, wurde auch der alte Turm an der Schifflände mit einem neuen Spitzhelm ausgestattet, und dessen Dach mit farbigen und gar vergoldeten Ziegeln versehen, so daß seine Spitze weit über den Strom funkelte. Schon im 14. Jahrhundert dienten einige seiner Gelasse zur Aufbewahrung wichtiger Archivalien, die hier wohl auch das Erdbeben überstanden. Im Jahre 1530 erhielt der Turm einen verzinnten Knopf, in den, wie das bis heute üblich ist, einige Schriftstücke gelegt wurden.

Vom 15. bis zum 17. Jahrhundert wendeten Bürgerschaft und Rat dem Rheintor ihre ganz besondere Schmuckfreudigkeit zu. War die Außenseite gegen die Brücke hin schon nach dem Erdbeben von 1356 mit einem Gemälde versehen worden, so bekam der Maler Hans Tieffental von Schlettstadt 1420 den Auftrag, ebenfalls an dieser Turmwand ein Reiterbild anzubringen. Diese Darstellung machte noch im 16. Jahrhundert großen Eindruck, und mehrfach mußte sie erneuert werden; der Stich von Matthäus Merian (1617) zeigt sie bereits nicht mehr am Torturm selber, sondern über dem nördlich davon sich

öffnenden Bogen. Als erster der Tortürme Basels erhielt auch das Rheintor eine Uhr, deren Werk wohl von Sebastian Münster, dem großen Astronomen und Kosmographen (1489–1552), angeregt wurde, und deren Zifferblätter kein Geringerer als Hans Holbein 1531 zu malen in Auftrag bekam. Nicht nur von der Rheinseite, sondern auch von der Eisengasse her konnten die Basler und Durchreisenden nun die Zeit ablesen. Am meisten schätzte das Volk ein drittes Kunstwerk, das zu Ende des 17. Jahrhunderts am Rheintor angebracht wurde; es war dies der «Lällekönig», ein Kopf, der hoch oben am Äußern des Torturmes neben dem Zifferblatt der Uhr, seit 1697 mit Hilfe eines von Meister Jakob Enderlin verfertigten Werkes während vielen Jahrzehnten seine Zunge, den «Lälli», in rhythmischen Bewegungen nach Kleinbasel hinüber ausstreckte. Die Kleinbasler rächten sich dafür, indem sie auf ihrer Seite einen kräftigen, gebeugten Mann abbildeten, der, mit der Rückseite zum linken Ufer gewendet, seine Notdurft verrichtete.

Die kurze Uferstrecke zwischen Salzturm und Rheintor war für Basel höchst bedeutsam; die Schifflände stellte das Zentrum des kaufmännischen Lebens im Mittelalter dar. Deshalb schlossen sich an beide Türme gegen die übermauerte Birsigmündung hin wichtige Bauten an, so an den Salzturm das schon genannte «Salzhaus» und neben dem Rheintor erhob sich, wie wir auf Merians Stich erkennen können, ein weiterer weniger hoher Turm, der mit vier Eck-Erkern geschmückt und durch einen Torbogen mit dem Haupttorturm verbunden war. An diesen zweiten Turm schloß sich nordwärts das Gebäude der Schiffleutenzunft mit seinem als Warenlager dienenden offenen Untergeschoß an. Daneben führte ein Törlein durch die Zinnenmauer nach dem Stadtinnern, ähnlich wie an der Nordostecke des Salzturmes ein Torbogen den Zugang von der Gasse zu einem Stück freien Ufers vermittelte.

Dieser von Merian eingehend geschilderte Zustand wurde im 18. und 19. Jahrhundert mehrfach verändert. Im Jahre 1702 erhielt der Dreikönigswirt die Erlaubnis, seinen gut gehenden Gasthof bis zum Salzturm hin zu erweitern und die «Trämen» (d. h. die Balken) in die dicke Mauer des Turmes einzulassen. Als nach 1825 die Dampfschiffe den Mittel- und Niederrhein zu befahren begonnen hatten, wirkte sich das rasch auch auf Basel aus. Schon 1827 wurde das Salzhaus, in Erwartung des vermehrten Verkehrs, zu einem großen

Lagerhaus und die alte Schifflände zu einem sicheren Anlegeplatz ausgebaut. 1829 mußte der Salzturm fallen, damit die Lagerräume nach dieser Seite hin erweitert werden konnten. So erlebte der ehrwürdige Bau den Einzug des ersten Dampfschiffes in Basel, der am 28. Juli 1832 bejubelt wurde, nicht mehr. Mit ihm verschwand der älteste und deutlichste Zeuge jener ersten Talstadtbefestigung, von der wir sonst nur wenige Spuren inmitten der Häusergevierte erkennen können und denen wir im früheren Abschnitt über die geschichtliche Entwicklung der Basler Wehrbauten nachgegangen sind.

Von der Schifflände zum Seidenhof

In der frühen Zeit der Stadt Basel, da sich die geschlossene Siedelung einzig auf dem Münsterhügel befand, hatte es zur Sicherung der Rheinseite nur wenig bedurft. Die steile Halde überm stark ziehenden, an sein Ufer anbrandenden Strom trug selber zum Schutze das meiste bei. Zudem besaß die Häuserreihe, die vom Münsterplatz zum Rheinsprung den Hochrand des Ufers begleitete, derart hohe fensterlose Fundamentmauern, daß sie während Jahrhunderten zur Sicherung dieser Stadtseite vollauf genügten.

Auch die erste Talstadt mochte – außer den beiden Landestellen beim Salzturm – eine geschlossene Häuserfront gegen den Rhein aufgewiesen haben, die das Eindringen eines Feindes verunmöglichte. Da die Uferböschung nördlich der Schifflände anstieg, wird der Schutz durch die stets höher werdende Häuserzeile rheinabwärts immer stärker geworden sein. Erst beim St. Urbansbrunnen am Blumenrain zeigte sich – wie heute noch – zwischen den Häusern eine Lücke nach dem Strom hin, die vermutlich von einer hier ansetzenden Zwischenbefestigung herrührt (siehe Neujahrsblatt 1955, S. 21). Sie war durch eine hohe Zinnenmauer abgeschlossen.

Die Ecke der um 1200 errichteten ersten einheitlichen Stadtmauer bildete das «Hus Österrich», der heutige Seidenhof, der noch auf Merians Stadtprospekten wie eine feste Stadtburg wirkt. An der äußeren Mauerecke fiel ein gewaltiger Stützpfeiler in Stufen zum Rhein hinunter. Vom tiefen Graben her gesehen, der als Ende des inneren Stadtberings hier in den Rhein mündete, erschien das alte Adelshaus wirklich wie ein Turmbau. Wie weit der merkwürdige Laubenvorbau

am Nachbarhause «Zum Brandis» (Blumenrain 32) der Verteidigung der Rheinfront zu dienen hatte, entzieht sich unserer Kenntnis. Auf zwei hohen Stützpfeilern hing der hölzerne Vorbau weit über das Wasser hinaus und ermöglichte den Blick stromauf- und stromabwärts.

Vom Seidenhof zum Thomasturm

Außerhalb des inneren Stadtgrabens, der an seinem Ende durch eine zinnenbekrönte Quermauer abgeschlossen war, stieg im 16. Jahrhundert vom Totentanz ein Weg durch ein schmales Törlein steil zum Rheinufer hinab, an einen Ländeplatz, der ins Wasser auslief und mit Pfahlreihen geschützt war. Vermutlich hatte er schon bestanden, als das Gelände vor dem St. Johann-Schwibbogen noch unbebaut gewesen war. An dieser Stelle wurde auf den Rat von Adam Stapf, der 1623 ein Gutachten über die Verstärkung der Befestigung auszuarbeiten hatte (siehe Neujahrsblatt 1955, S. 58), eine kleine Bastion angelegt, die bereits auf dem Stiche Merians in der «Topographia Helvetiae» 1642 erscheint. Die Zeichnung eines Unbekannten aus der Zeit um 1700 gibt uns die Einzelheiten dieses damals «*Türkenschänzlein*» genannten Festungswerkes. An der einen Ecke des Schanzenhofs bog sich ein vieleckiges Wachthäuslein über die Brüstungsmauer vor; an der untern Ecke der Bastion stand unter einem Dach ein Geschütz in der Richtung gegen die kurz zuvor nach den neuen Kriegsregeln erbaute französische Festung Hüningen bereit. Ein Glück, daß es nie zu einem Duell zwischen hier und dort gekommen ist!

Die St. Johannvorstadt lief nahe dem Rheinufer entlang. Ihre äußere Häuserreihe schützte mit den hohen, zum Ufer hinunterfallenden Außenmauern nach mittelalterlichen Begriffen genügend. An zwei Stellen war die Rheinfront der Vorstadt durch kleine Brunnenplätze unterbrochen, die nach außen hin durch Zinnenmäuerchen abgeschlossen wurden. Der äußere dieser Plätze, dem Vorstadthaus «Zur Mägd» gegenüber, ist noch heute erhalten und fällt mit einer senkrechten Mauer gegen den Strom (heute gegen den Rheinweg) ab.

In der äußeren St. Johannvorstadt war die Böschung weniger steil, da sich der geradeaus strebende ehemalige Landstraßenzug langsam vom Bogen des Stromes löste. Schon bald nach dem äußeren Brunnenplatz fanden Gärten am Ufer hinter den Häusern Raum, und kurz vor

dem Tor gelang es den Johanniter-Rittern sogar, ihre stattliche Kapelle quer zwischen Straße und Rhein hineinzustellen. Dahinter bauten sie parallel zum Ufersaum das stattliche Wohngebäude, das mit seiner hohen Mauer direkt ins Wasser abfiel. Zwischen diesem Haus, der Kirche und der Stadtmauer beim Thomasturm war offenbar schon im 15. oder 16. Jahrhundert das Gebäude eingeebnet oder aufgefüllt worden, um die Gärten bis zur Ufermauer vorzuziehen. Das Stadtbild des Conrad Morand aus der Zeit um 1535 zeigt zwischen Johanniterhaus und Eckturm eine hohe Mauer, an der ein malerischer Fachwerkerker hing. Mauer und Erker sah auch Merian noch 1615 in in der gleichen Weise.

Südlich vom Ritterhause erhob sich, etwas zurückstehend, eine Plattform, die, der Pfalz beim Münster ähnlich, durch hohe Pfeiler gegen den Rhein abgestützt war. Vor dieses sicher mittelalterliche Bauwerk wurde, wohl auf das Gutachten von Adam Stapf von 1624 hin, eine Bastion gebaut, die etwas tiefer lag, dafür aber in den Strom vorstand und so die Bestreichung des Ufersaumes auf- und abwärts ermöglichte. Ohne Zweifel war dies das «*Endten Schänzlin*», das in einem Streit zwischen dem Rat und dem Johanniter-Schaffner genannt wird; der letztere hatte eine Tür hierhin ausbrechen lassen und so die Ufersicherung gefährdet.

Aber auch der Raum zwischen der Johanniterkapelle und dem nördlich davon durchziehenden Teil der Stadtbefestigung wurde durch neu angelegte Werke um 1623–1624 verändert. Die «*Rheinschanze*», die von Büchel mit besonderer Vorliebe dargestellt worden ist – sei's von außerhalb des St. Johanntores, sei's vom jenseitigen Ufer her –, zog sich in einem Winkel vom Rheinufer bis zum St. Johanntore hin und war auf ihrem Scheitel mit Bäumen bestanden, die schon zu Büchels Zeiten recht stattlich aussahen. Auf einer Nahansicht, die wir ebenfalls Büchel verdanken, stehen drohend die Geschütze bereit, diesen äußersten Vorsprung Basels zu verteidigen. Ihrer Geschoßbahn war jedoch der an der Ecke der Schanze stehende Thomasturm im Wege, so daß er schon im Anfang des 19. Jahrhunderts Dach und Obergeschoß verlor. Aber auch so schwand der fortifikatorische Wert der Schanze dahin, und ihr Hügel wurde schließlich zu Gartenanlagen umgewandelt.

Die Befestigung an der unteren Uferstrecke Großbasels war völlig sinnlos geworden, als der Rhein den Fuß des Thomasturmes und der

anschließenden Mauern nicht mehr bespülte. Seit dem 18. Jahrhundert hatte sich der Strom tiefer eingegraben und seine Richtung verändert. Auf dem schmalen, vor der Befestigung zum Vorschein kommenden Uferstreifen muß gar bald ein Pfad ausgetreten worden sein, der die Umgehung des St. Johanntores erlaubte. Besonders die Bewohner der Vorstadt benützten diesen Durchgang mit Vorliebe. Dies bereitete den Stadtvätern jedoch große Sorge, da sie jeglichen Verkehr einzig durch die Tore geleitet wissen wollten, aus zollpolitischen wie polizeilichen Gründen. Als im Jahre 1856 unter Ingenieur Tulla die Rheinkorrektion begann, sank der Wasserspiegel des Rheins noch mehr. So wurde der Weg am Thomasturm vorbei bis zum Totentanz für männiglich begehbar; ein Bild von J. J. Schneider zeigt uns den Zustand, wie er vor 1870 war, recht deutlich. Bald darauf entstand durch Aufschüttung der St. Johann-Rheinweg, der das alte Aussehen der Häuserfront am Strom unterhalb des Seidenhofs einschneidend veränderte. Als Material für den 1876/77 ausgeführten Teil, der vom Seidenhof zum «Entenloch» oberhalb des Johanniterhauses reichte, dienten die Wälle der 1843/44 geschaffenen Befestigungen am unteren Klingelberg; das untere Teilstück vom «Entenloch» zum neuen Schlachthof entstand sechs Jahre später, 1882/83. Seither stecken die untern Geschosse des Thomasturmes im Boden.

Von der Schifflände zum Harzgraben

Vom Rheintor weg stromaufwärts fiel die Böschung des Münsterhügels steil in das Wasser ab. Mit Ausnahme des ersten Hauses am Rheinsprung, das durch einen kleinen Torbogen – Merian gibt hier eine kleine Landestelle an – mit dem wuchtigen Turm verbunden war, und den wenigen anschließenden Bürgerhäusern bis zum «Kranichstreit», standen die Bauten hier alle erhöht über dem Strom. Hohe gezinnte Mauern stiegen aus den Fluten auf, mehrfach übereinander gestaffelt. Die unterste, die noch heute in leichten Knicken die alte Uferlinie markiert, wies in der Nähe des Universitätsgebäudes, dem sogenannten «Untern Collegium», eine Reihe von aufgemalten Basler Wappenschilden auf. Hinter dieser äußeren Mauer erhoben sich weitere, die entweder Terrassengärten unter sich abgrenzten und stützten oder auf denen die Häuser am oberen Rheinsprung und an

der Augustinergasse sich erhoben. Noch heute erfüllt es uns mit Staunen, wenn wir an der letztgenannten Gasse eines der schmalen Bürgerhäuser betreten und in ihm nicht nur in die oberen Geschosse, sondern auch in zahlreiche, unter dem Niveau der Gasse gelegene steigen können, bis wir endlich auf einer Außentreppe in den weiterhin steil zum Rhein abfallenden Garten gelangen. Im Mittelalter genügte diese hohe Außenmauer der Häuserzeile für die Abwehr eines Feindes, zumal bei vielen Bauten die oberen Fachwerkgeschosse noch über den Kellersockel hinausragten. Im 16. Jahrhundert jedoch war man nicht mehr so gewiß, daß ein Angriff auf diese Seite unmöglich sei. So wurde die dem Ufersaum entlang führende Zinnenmauer geschaffen, die unterhalb der Pfalz mit drei Türmen in halbrund ausspringender Form versehen war.

Die *Pfalz* gehörte unzweifelhaft zur Rheinufer-Befestigung. Sie war in der heute erhaltenen Gestalt von Ruman Faesch 1502–1510 geschaffen und mit Figurenschmuck versehen worden. Von der Plattform aus konnte der ganze Strom innerhalb der Stadt überwacht werden. Als in der Reformationszeit die benachbarte Niklauskapelle dem Kultus entfremdet und deren Inneres ausgeräumt worden war, brauchte man den Raum zum Einstellen der Geschütze; in Kriegsfällen konnten diese leicht durch die neu an der Seitenwand ausgebrochene Tür herausgeholt werden. Deshalb hieß die Kapelle bis ins 18. Jahrhundert das «Stuckhaus»; noch Emanuel Büchel bezeichnete es so, als er in den 1770er Jahren die verblichenen Wandmalereien des profanierten Gotteshauses mit seinem Stifte festhielt.

Oberhalb der Pfalz war die Zinnenmauer dem Rheinufer entlang weitergeführt; sie sicherte hier die Böschung hinter dem Bischofshof. Anschließend erhob sich, etwas gegen den Strom vortretend, der Ramsteinerhof, der noch auf den Merian'schen Stadtprospekten als adeliges Seßhaus mit hohen Zinnengiebeln erscheint. Deutlich erkennen wir hier den ältesten Stadtabschluß, der dem «Fürstengäßlein» nach zum Rhein hinlief und später mit einer kleinen Bastei vor dem Ramsteinerhof abschloß. Als die Stadt dann bis zum Harzgraben vorrückte, wurde das Ufer durch einen weiteren Adelssitz, den späteren Utenheimer- oder Hohenfirstenhof, gesichert, dessen mächtige Gartenterrassen mit ihren Mauern ebenfalls einen Teil der Rheinuferbefestigung bildeten.

Die Ecke des Stadtberings von 1200 war hinter dem Harzgraben,

der vom St. Albanschwibbogen zum Rhein hinabführte, mit besonderen Sicherungsanlagen versehen. Außer einer größeren Höhe besaß diese Mauerecke turmähnliche Häuser, von denen die eine, gegen die Pfalz hinblickend, zwei Treppengiebel aufwies. Noch 1760 hielt Büchel diesen Zustand fest. Bis heute haben sich diese Wehrbauten erhalten; sie sind im Gartenhaus und im Kapellchen der Vischer'schen Liegenschaft wiederzufinden.

Aber im 16. Jahrhundert empfand man diese Stelle der Stadtbefestigung noch immer als zu schwach beschützt und stellte als unteren Abschluß des Harzgrabens eine rechteckige Bastei dazu, die bereits auf Merians Darstellung von 1615 erscheint. 1648 standen auch hier – wie im «Deutschen Haus am Rhein», auf der Pfalz und beim «Unteren Collegium» – einige «Feldstücklein» zur Abwehr eines etwaigen, auf dem Strome nahenden Feindes bereit. Diese Bastei, die besonders deutlich auf Bildern von Kandidat Weiß und Anton Winterlin vom Anfang des 19. Jahrhunderts dargestellt ist, muß erst beim Bau der Wettsteinbrücke 1876/79 gefallen sein.

Vom Harzgraben zum St. Alban-Letziturm

Die St. Albanvorstadt war an dem sie zu Füßen begleitenden Uferbord ebenfalls durch eine Zinnenmauer gesichert, die bis zum Mühlenberg in vier Winkeln vorprellte. An den zum Rhein vortretenden Winkelspitzen saßen polygone Wachttürmchen, die eine geschweifte Haube trugen. Schon Specklin hatte wohl 1582 eine ähnliche Uferbefestigung vorgeschlagen; da sie aber Merian in seinem Stadtprospekt von 1615 noch nicht dargestellt hat, wird sie wohl erst in der gefährlichen Zeit des Dreißigjährigen Krieges nach dem 1623 abgelieferten Gutachten von Adam Stapf entstanden sein.

Wie alt die Mauer war, welche dem Mühlenberg entlang von der Höhe der Vorstadtgasse schräg zum Rheinufer hinabführte, ist schwer zu sagen. Sie kann bereits zur frühen Siedelung des Klosters St. Alban gehört haben und somit aus der Zeit stammen, da zwischen dieser und der benachbarten Stadt noch eine unbebaute Lücke vorhanden war. Dieser ersten Umwehrung wird auch der wuchtige Turm zuzuschreiben sein, der sich dort erhob, wo der die Halde hinabsteigende Mühlenberg den Ufersaum erreichte. Das mehrgeschossige Bau-

werk hieß der «*Untere Lindenturm*»; Büchel bezeichnete ihn als «Lochbrunnen», weil an seiner stromaufwärts gerichteten Seite eine Treppe zu dem aus mehreren Röhren sprudelnden «Lochbrunnen» führte. Schon Merian stellte diesen Brunnen dar, dessen Rückwand, an die Turmmauer gelehnt, Barockornamente aufwies. Auf der Rheinseite zeigt sich auf Merians Stich von 1615 zudem ein zugemauertes Rundbogentor, während auf der Seite gegen den Mühlenberg ein kleiner Wohnbau anschloß, der bis ins 19. Jahrhundert hin bestand. Auch das Wachttürmlein, das Büchel auf dem Mauerteil am Mühlenberg wiedergibt, wird durch ein Aquarell aus der Zeit um 1820 festgehalten. Ebenso besaß der Lindenturm in diesen Jahren noch sein auf drei Seiten von Zinnen umgebenes, nach innen abfallendes Pultdach; sicher wird auch das kleine Törlein, das oberhalb des Turmes in die baumbestandene Halde zwischen Albanvorstadt und Ufermauer führte, bis in die 1860er Jahre seinen Dienst getan haben.

Der «*Obere Lindenturm*» trat nur wenige Schritte vom vorher genannten entfernt in den Rhein vor, und zwar dort, wo der östliche Querflügel des Klosters, über die Ufergasse durch einen Torbau verlängert, bis zum Strome vorstieß. Auf einem breiten, aus Quaderwerk errichteten mehrgeschossigen Steinhaus ruhte zu oberst ein Fachwerkgeschoß mit einer Reihe von dreiteiligen Fenstern. Es scheint, daß dieser wenig fortifikatorisch aussehende Bau in seinen unteren Teilen ursprünglich die Abortanlage des Klosters enthielt.

Die beiden «Lindentürme» mitsamt dem Torbau des Klosters mußten weichen, als der Rheinweg angelegt wurde, der die ganze Umgebung völlig veränderte.

Oberhalb des «Obern Lindenturmes» mündete der eine Arm des St. Albanteiches durch eine rundbogige Öffnung der Ufermauer in den Rhein. Links und rechts von ihm standen, seine Kraft bis zuletzt ausnützend, einige Mühlen. Die an den oberen Lindenturm anstoßende «Spisselimühle» mußte mit dem ersteren verschwinden, während von der benachbarten «Lippismühle» (Albantal 1) noch einige Teile erhalten sind. Von hier an zog die Ufermauer mit Zinnenkranz stromaufwärts; hinter ihr stand eine Reihe von kleinen Bürgerhäusern, wie sie noch heute die Landseite des kleinen Platzes säumt. Dort wo dieses Plätzchen auf der Ostseite aufhörte, machte die Ufermauer einen Knick nach auswärts. Hier lag die alte *St. Germanskapelle*, durch deren Untergeschoß ein Durchgang zu einem kleinen

Landeplatz hinabführte. Büchel zeigt uns diesen als mit Sträuchern bewachsen; auf einer seiner Zeichnungen sehen wir auch einen Eckerker am Obergeschoß des Kapellenbaues sitzen. Das kleine Gotteshaus, das in der Reformationszeit profaniert und als Wachtstube benützt wurde, tritt unter den verschiedensten Namen auf, so von 1798 bis 1834, und 1852 wieder, als Jeremias- oder Ulrichskapelle, 1837 als Nikolauskapelle. Noch auf dem Plane von L. H. Löffel aus den Jahren 1857/59 ist das kleine Gebäude (Albantal 21) zu erkennen, wie hier auch noch der ganze Verlauf der alten Uferbefestigung eingezeichnet ist, obgleich schon damals der davor aufgeschüttete Rheinweg verlief.

Nahe daneben erhob sich an der Mauer der mächtige Fachwerkgiebel einer aus gotischer Zeit stammenden Mühle, die 1862 «Almosenmühle» hieß, früher aber als «Untere Schleife» in den Akten erscheint. Sie nützte die Kraft des oberen Teicharmes an der linken Seite des Auslaufs aus. Das Wasser wurde hier, nachdem es bis zuletzt seinen Dienst getan, durch eine breite, mit einem Gatter gesicherte Rundbogenöffnung in den Rhein entlassen. An der rechten Seite des Teicharmes lag ferner die «Herbergmühle», die, wie ein Bild aus der Zeit um 1850 zeigt, mit einem hölzernen Oberbau auf der Ufermauer saß; Büchel dagegen zeichnete hier drei bis oben gemauerte Bauten, die sich mit Satteldächern bis zum obersten Eckturm der alten Stadtbefestigung hinzogen.

Der «*St. Alban-Eckturm*», wie er 1648 genannt wurde – 1849 hieß er der «innere Letzeturm» – erhob sich auf quadratischem Grundriß zu stattlicher Höhe und wurde oben durch Zinnen abgeschlossen. Zur Sicherung dieser bedeutsamen Stelle Basels hatte man zudem auf der Rheinseite des Turmes einen Laubenbau angefügt und den in den Rhein auslaufenden östlichen Stadtgraben mit einer Quermauer abgeschlossen, die, dem auf Merians Stich gezeigten Dach nach zu schließen, einen Wehrgang besaß. Im späteren 17. Jahrhundert wurde diese Stadtecke jedoch verstärkt und am äußeren Ende der landseitigen Grabenmauer ein kleiner Turm erbaut, der heute noch erhaltene «Letziturm», von dem wir im Abschnitt über das «Dalbeloch» schon eingehend berichteten (S. 26–27).

Es kam also den Stadthäuptern noch in jenen Zeiten, da die Befestigungswerke immer mehr aus Erde aufgeworfen wurden, darauf an, daß die Reisenden, die zu Schiff den Strom herab in die Stadt einfuhren,

hier an der weit vorgeschobenen Spitze Basels durch einen mit Plastiken ausgeschmückten Turm begrüßt wurden. Daß er uns erhalten blieb, freut uns besonders deshalb, weil er in markanter Weise – gemeinsam mit dem Rest des Thomasturms bei der St. Johannschanze – die gewaltige Ausdehnung der Altstadt Großbasels festhält.

4. Die Befestigung von Kleinbasel

Gleichzeitig mit der Anlage der rechtsufrigen Stadt, die im Anschluß an den Bau der ersten Rheinbrücke von 1225 erfolgte, muß auch eine Ummauerung begonnen worden sein. Es ist denkbar, daß die anfängliche Ausdehnung Kleinbasels auf drei Seiten etwas geringer war, als sie uns durch die Darstellungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert bekannt ist. Allerdings wird die Vermutung, die Neuanlage der Stadt habe in der Breite nur bis zum Zuge der Rebgasse gereicht und nicht darüber hinaus, bisher durch keine Funde von frühen Ringmauerfundamenten unterstützt. Deutlicher zeichnet sich die Annahme ab, daß die Stadt in der Länge rheinaufwärts eine Zeitlang nur bis zur Riehentorstraße gereicht hat. Die Verknüpfung der Rheingasse und der Utengasse am Lindenberg macht das Vorhandensein eines Stadttores an dieser Stelle zur Wahrscheinlichkeit. Am sichersten wissen wir von einer Stadterweiterung, die am untern Ende Kleinbasels geschah; denn hier ist die Ecke der ersten Ringmauer mit aller Deutlichkeit bis heute festgehalten: Wo das Gebäude des «Kleinen Klingentals» landeinwärts abbiegt, zeigen sich feste Quader, die dieser Befestigung zuzuschreiben sind. Im Gemäuer des mittelalterlichen Klosterbaues, der heute das Stadt- und Münstermuseum beherbergt, steckt noch ein Gutteil dieser Ringmauer, die von der Ecke am Rhein rechtwinklig hinüber zum alten «Isteinertor» verlief, das später nach dem benachbarten Hof der Abtei St. Blasien im Schwarzwald den Namen «Bläsitor» annahm.

Erst einige Jahre nach der ersten Stadtanlage wurde auch das Areal, auf dem sich die Pfarrkirche St. Theodor und vom Anfang des 15. Jahrhunderts an auch das Kartäuserkloster (heute Bürgerliches Waisenhaus) befand, in den Schutz einer Umwehrung miteingeschlossen. Ebenfalls fand am unteren Ende der Kleinstadt eine Gebietserweite-

rung statt, die für die Neubauten des Klosters Klingental benötigt wurde. Seit dem 14. Jahrhundert erlebte Kleinbasel bis ins Zeitalter der Eisenbahnen keine Vergrößerung mehr. Auch die Befestigung erhielt keine derartig auffallenden Verstärkungen, wie wir sie von Großbasel her kennen. Das Bollwerk zu St. Clara aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts und die Schanze beim «Drahtzug», die den Einlauf des Riehenteiches seit 1624 zu schützen hatte, waren die einzigen Bauwerke aus der jüngeren Epoche des Kriegsbauwesens. Die Bastionen, welche Matthäus Merian auf seinen Basler Stadtansichten der «Topographia Helvetiae» von 1642 beim Riehentor und oberhalb des Kartäuserklosters darstellte, müssen entweder nur geplant oder dann in solch leichter Weise erstellt worden sein, daß sie schon bald wieder verschwanden. Denn weder sind sie auf Büchels Bildern noch auf Plänen vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts eingezeichnet. Obgleich die rechtsufrige Stadt leicht mit einem vollständigen Kranz von Schanzen hätte umgeben werden können, da keine Geländeschwierigkeiten bestanden, so ersparte man sich doch die großen Kosten und kam glücklicherweise ohne eine solche zeitgemäße Anlage unbeschadet durch die gefährlichen Kriegsläufte.

Von der Rheinbrücke zur Kartause

Wenn wir die mittelalterliche Befestigung Kleinbasels betrachten, so kommt es uns vor, als stände eine besonders wichtige Stelle offen, nämlich der Eingang von der Rheinbrücke her. Während der Großbasler Brückenkopf durch das Rheintor und den Salzturm beschützt wurde, fehlt auf der Kleinbasler Seite ein ähnlicher Wehrbau. Wohl flankierten zwei stattliche Bauten hier die Brücke, einerseits das «Richthaus», anderseits das Haus zum «Waldeck», das an seiner Rheinfront drei Erkertürmchen aufwies; aber es fehlt uns zum mindesten ein Torbogen zwischen beiden Gebäuden, welcher die Uferfront an dieser bedeutsamen Stelle markierte. Scheinbar wies auch der Landeplatz seitlich vom «Richthaus», am Fuße der Niklauskapelle, keine größeren Sicherungsvorrichtungen auf; ein kleines Tor führte durch den seit der Reformation profanierten Kirchenbau in die Rheingasse hinüber, an der Stelle, wo heute die unschöne Tordurchfahrt unter dem «Café Spitz» besteht. Aber einige Vorkehrungen für die

Abwehr eines etwaigen Feindes waren am rechtsufrigen Brückenkopf doch getroffen. Im Zeughausinventar von 1648 werden «7 Stuck und Stücklin underm Richthaus in der Mindern Statt», dazu 2 Mörsel, 13 Doppelhaken aus Messing, 4 aus Eisen und 3 Musketen aufgezählt; *auf* der Brücke selber war die «Hächlenschanz» – vielleicht der quergestellte Vorbau am Richthaus – und das «Käppelin auf der Rheinbruck» mit weiteren «Stücklin» versehen.

Die Rheinfront oberhalb der Brücke, entlang der Rheingasse, war ursprünglich bloß durch die Häuserreihe gesichert, die auf der Ringmauer aufsaß und nur wenige Fensteröffnungen gegen den Strom hin aufwies. Erst im 16. Jahrhundert wurde davor der «Zwingelhof» aufgeführt, d. h. eine zweite Mauer schloß seitdem einen vor der Häuserreihe verlaufenden «Rondenweg» mit ein. Auf dem einen Vogelschaubild Merians sehen wir den Verlauf dieser gezinnten Vormauer besonders deutlich. Sie begann bei einem oberhalb der Niklauskapelle vortretenden kleinen Rundturm, über den das oberste Geschoß des dahinter stehenden Hauses hinausragte. In gewissen Abständen wurde die Zwingermauer von drei kleinen Toren durchbrochen, die den Fischern und Schiffern Kleinbasels, deren Wohnungen meist an der Rheingasse lagen, den Zutritt zum Strom verschafften. Zwei Durchgänge von der Rheingasse her besaßen kleine Torhäuser, die vor die Häuserreihe traten und mit ihrer Giebelseite in der Zwingelmauer standen. Das untere dieser Torhäuser befand sich hinter dem heutigen Hause Rheingasse 46 (Oberer Rheinweg 41) und wurde anfangs des 19. Jahrhunderts in dieses mehrteilige Bürgerhaus mit einbezogen. Bei seinem Umbau 1954/55 zeigte sich an der Außenseite am Rheinweg wieder ein Rest des alten Torbogens.

Im 18. Jahrhundert besaßen die Bürgerhäuser vielfach hölzerne Lauben an der Rheinseite, die also in den alten Rondenweg hinaushingen. Damals bestand, wie wir auf den Zeichnungen Büchels sehen können, die freistehende Vormauer noch. Aber schon ums Jahr 1800 und bald hernach müssen die Besitzer der Liegenschaften an der rechten Seite der Rheingasse ihre Häuser bis zur Zwingermauer erweitert haben. Heute steht fast die ganze Häuserreihe auf der alten Zwingermauer, während die ursprüngliche Ringmauer im Innern der Bauten durchgeht und dort durch ihre Stärke auffällt. Einzig beim Hause Oberer Rheinweg 17 (Rheingasse 22) finden wir noch den früheren Zustand, in der Weise, daß das Wohnhaus oben bis zum

Verlauf der alten Ringmauer zurücksteht; auf die Zwingermauer hat sich eine malerische, vorkragende Barocklaube gelegt, die, den alten Rondenweg überdeckend, diesen zu einer kleinen Werkstatt umwandelte. Wenn dieses Haus – wie vorgesehen – umgebaut wird, muß die Kleinbasler Rheinfront um vieles langweiliger werden.

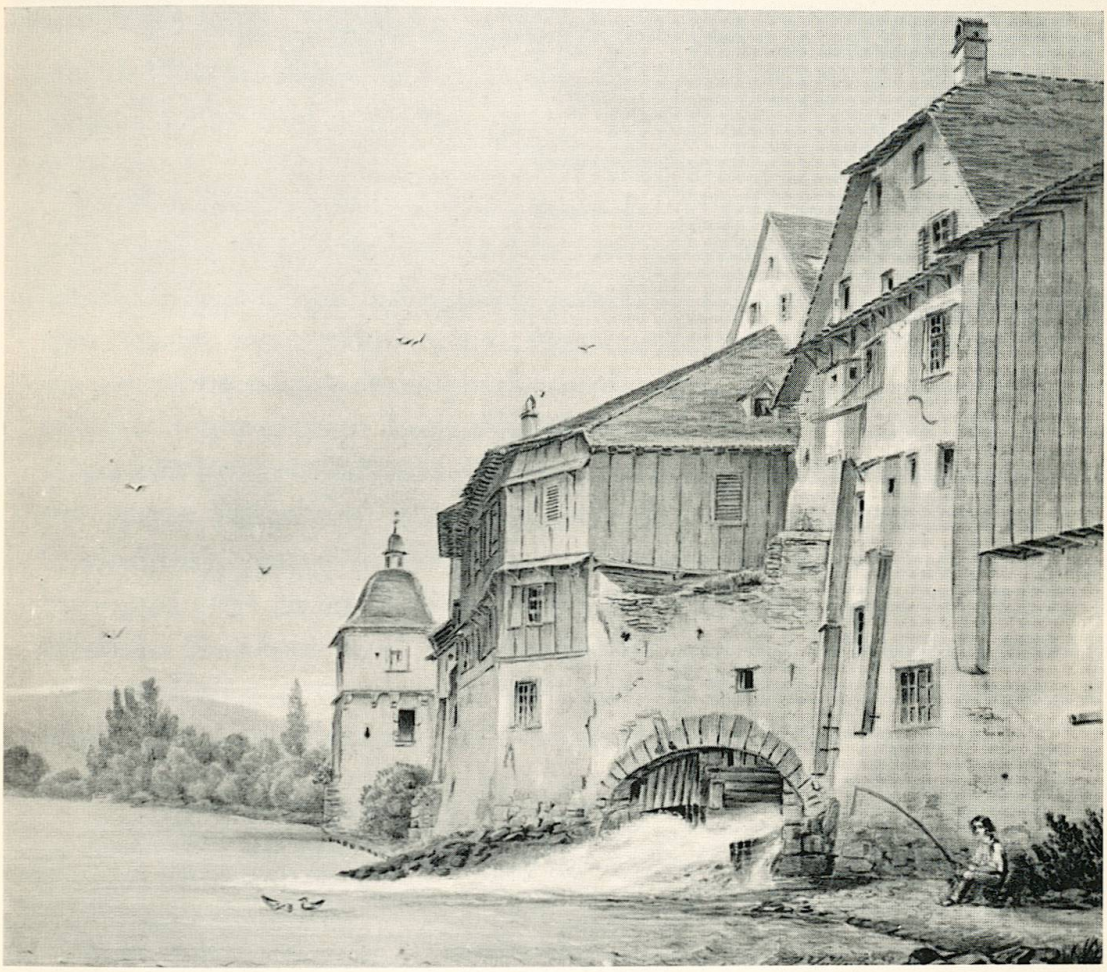
Das zweite Torhaus öffnet sich dort, wo noch heute beim Hause «zum Kleinen Sündenfall» (Oberer Rheinweg 65) ein schmales Quergäßlein von der Rheingasse zum Strom führt. Oberhalb davon standen nur noch wenige Bürgerhäuser auf der innern Mauer, da die Rheingasse gegen den Lindenberg abbog. Das durch diese Gassenführung entstehende Dreieck wurde durch den «*Hattstätterhof*» mit Beschlag belegt, einen alten Adelssitz am ursprünglichen Südende Kleinbasels. Seine ersten Bewohner hatten hier die Hut übernommen; mit Ecktürmen und Treppenturm versehen, weist der Bau noch immer auf die alte Herrlichkeit hin. Der zugehörige Teil der Rheinmauer war durch einen gedrungenen Turm verstärkt, in dessen Nähe ein Nebengebäude auf der Mauer auflag.

Wo die Querverbindung im oberen Kleinbasel, die Riehentorstraße, zur Rheinmauer gelangte, erhob sich ein richtiger Torturm mit einem Vorbau im Zwingerhof, das sogenannte «*Obere Rheintor*», nach einem Nachbar auch «Lesserstürlein» genannt. Der Turm schloß oben mit einem Zinnenkranz und einem nach innen fallenden Pultdach. Noch im Jahre 1849 scheint dieser Durchgang bestanden zu haben; seine obern Räume wurden vom Rheinzoller benutzt, der hier am rechten Ort zuhause war. Denn auf dem Uferstreifen davor, der je nach dem Wasserstand des Rheines breiter oder schmäler war, wurden die Flöße, die den Strom herabkamen, geländet, und die Steinschiffe, die ihr Material von den Brüchen bei Degerfelden, Rheinfelden und am Grenzacherhorn herbrachten, ausgeladen. Der Lande- und Lagerplatz dehnte sich vor der oberen Kleinbasler Rheinfront bis zur sogenannten «*Baar*» aus, einem allseitig abgeschlossenen Platz vor der Kartause. Dieser war von der Ringmauer her durch zwei Türme bewacht, den «Cartaus Turm» oder *Pulverturm* am Garten der alten Kartause, der mit einem zinnenumstandenen, nach innen abfallenden Pultdach abschließt, und vom Eckturm am Waisenhaus; beide stehen noch heute. Wie an der Ecke im «Dalbeloch», so wurde auch am oberen Ende von Kleinbasel der hier mündende Stadtgraben im 17. Jahrhundert auf besondere Art gesichert: Die äußere Mauer am Graben wurde, über

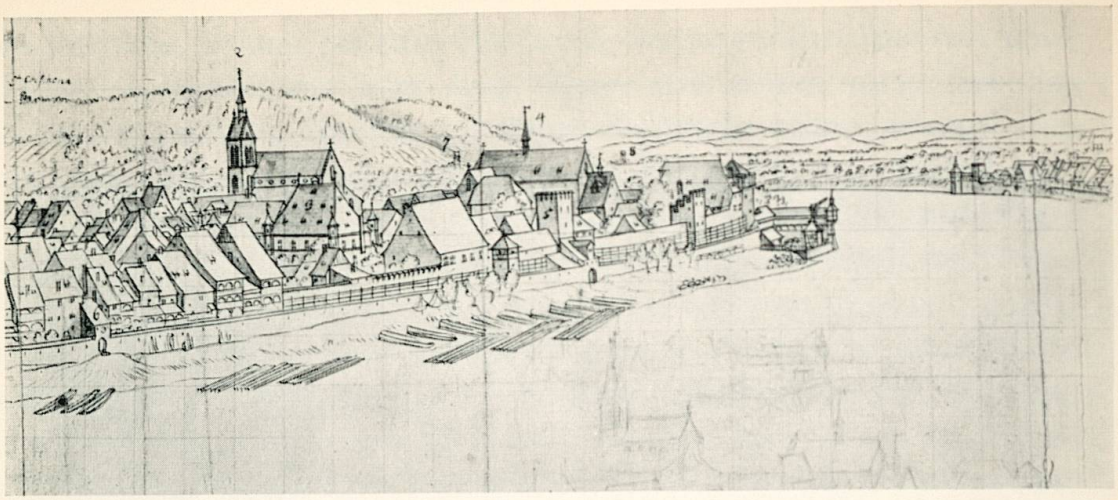
den Eckturm hinaus, bis zum Rheinufer weitergeführt und mit einer «Letze» versehen, die über dem Wasser mit einem vorspringenden Erkerturm endigte. Im Schutze dieses Bauwerks erhob sich auf dem Landeplatz ein malerischer Kranbau aus Fachwerk, den Büchel viereckig darstellte; seit etwa 1770 muß er jedoch achtseitig auf einem ebensolchen Sockel gestanden haben. Aus seinem Dach ragte der Hebelarm heraus, der mit einer Zange die schweren Steinblöcke von den Schiffen ans Ufer hob. Manche Städte an Rhein und Main haben sich solche Kranbauten erhalten. Der Kran in Kleinbasel wurde, nachdem sein alter Zweck dahingefallen und eine Fähre hier am Strom eingerichtet worden war, zu einem Wartehäuschen für die Fähregäste umgewandelt; als solches diente der kleine Bau bis zur Eröffnung der Wettsteinbrücke 1879. Das Letzitürmlein, das in den Strom hinaus gesehen hatte, verschwand schon im Jahre 1863, als der Rheinweg aufgeschüttet wurde.

Von der Kartause zum Riehentor

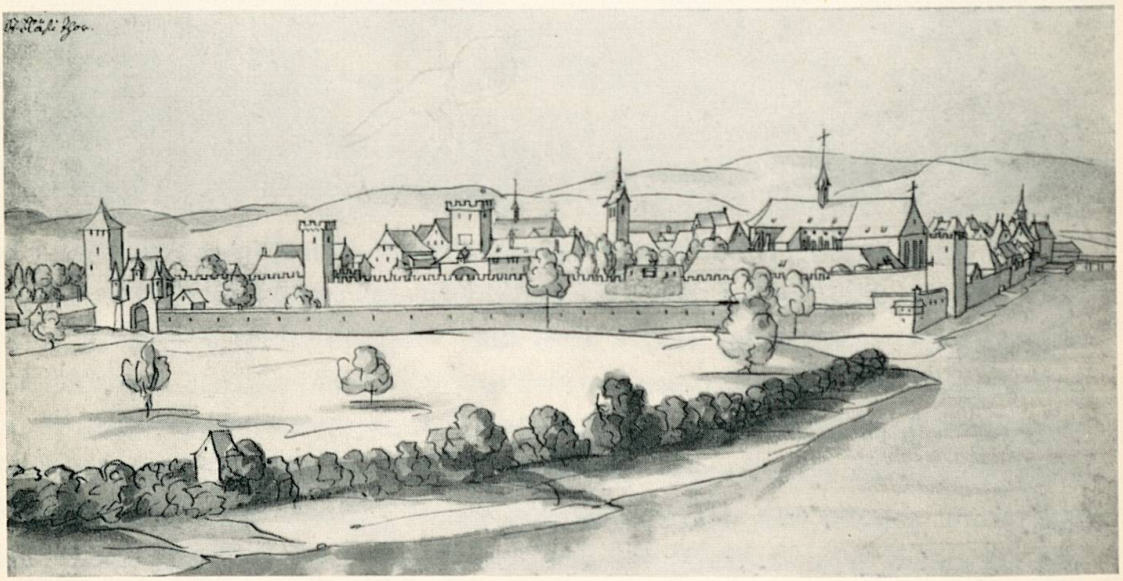
Die kurze obere Seitenfront Kleinbasels vom Eckturm der Kartause bis hin zur Theodorskirche wurde seit Anfang des 15. Jahrhunderts, als auch der Bau des Kartäuserklosters erfolgte, von einer doppelten Mauer beschützt. Die innere verlief vom stattlichen Eckturm, der mit einem an den Kanten in Erkern vorstehenden Zinnenkranz endigte, quer zum Rhein landeinwärts bis in die Nähe des unausgebauten Südturms der Theodorskirche. An ihr erhoben sich mehrere Bauten des Kartäuserklosters, ja der Eckturm wurde auf zwei Seiten vom Hause des Abtes umschlossen, das allerdings bis zum Jahre 1869 um ein Geschoß niedriger gewesen war und den Turm besser zur Geltung gebracht hatte. Auf der Südseite wurde an diesem Abtbau die Ringmauer mit Fenstern durchbrochen, so vor allem für das sogenannte «Zschekkenbürlinzimmer». Wir verstehen deshalb, wenn eine zweite äußere Mauer notwendig wurde. Diese zog außerhalb des tiefen, nach der Rheinseite durch eine hohe Quermauer abgeschlossenen Grabens hin und führte zum «*Isteinerturm*», der vor dem inneren Eckturm der Landseite stand und seinen Namen vermutlich deswegen erhielt, weil er 1409/11 mit Steinen der damals von den Baslern geschleiften Feste Istein neu errichtet worden war. Außerhalb dieser äußeren Mauer



13. Mündung des St. Albanteiches und Letziturm.
Aquarell von J. Süffert, um 1850. Staatsarchiv Basel.



14. Oberes Kleinbasel mit Rheinufer-Befestigung und Landeplatz der « Baar »,
von der Pfalz aus gesehen.
Lavierte Federzeichnung von Emanuel Büchel, um 1750. Staatsarchiv Basel.



15. Unteres Kleinbasel mit äußerem und innerem Bläsitor
und der Stadtbefestigung beim Klingental.
Lavierte Federzeichnung eines Unbekannten, um 1700. Staatsarchiv Basel.

verlief ein zweiter Graben. Im 17. Jahrhundert war ferner geplant, an der obern Ecke Kleinbasels eine Schanze anzulegen; einer von Merians Stadtprospekten gibt ein solches Festungswerk an, später erscheint es nur noch auf einem merkwürdigen Stadtgrundriß aus der Zeit um 1664 und jenem Stadtplan, den ein unbekanntes Mitglied der Kriegsschule Metz um 1810 gezeichnet hat. Ob die Schanze in der Napoleonischen Epoche neu erstand oder neu geplant war, ist nicht ausfindig zu machen.

Südlich der Theodorskirche lehnte die Allerheiligenkapelle mit einer Schmalseite an die innere Ringmauer an. Nahe beim Chor des Gotteshauses bog die Stadtbefestigung scharf in die nordwestliche Richtung um. An der Ecke erhob sich zu Merians Zeiten ein rechteckiger Turm, der zusammen mit dem vor ihm stehenden, unten runden, oben achteckigen Isteinerturm hier die Wache hielt. Der innere Turm muß schon vor Büchels Zeiten verschwunden sein; dem Isteinerturm schlug das letzte Stündlein erst 1877, als durch die Wettsteinbrücke alle Straßenverhältnisse in der Nähe der Theodorskirche verändert wurden. Im Jahre 1881 brach man auch die Allerheiligenkapelle ab. Heute erscheinen Kartause und Theodorskirche von der Wettsteinbrücke aus wie ins Gelände versunken, während sie früher, zusammen mit der wuchtigen Doppelmauer, eindrücklich in die Höhe ragten.

Das Riehentor

Vom Eckturm der inneren Mauer zog die gezinnte Mauer, im 18. Jahrhundert bereits teilweise mit Häusern besetzt, zum nahen Riehentor. Dieser Stadtausgang stand merkwürdig abgedreht von den drei Längsgassen Kleinbasels an der langen Landfront der Stadtbefestigung und scheint ein früher am Lindenberg stehendes Tor abgelöst zu haben (Neujahrsblatt 1955, S. 30). Erst in der zweiten Bauepoche der jungen Stadt führte die Riehentorstraße quer durch das obere Quartier einerseits auf das Rheintor, anderseits auf das landseitige Riehentor zu. Von außen her kam nicht nur die Straße vom Wiesental her zu diesem Stadteingang; hierhin wendete sich auch die Straße vom oberen Rheintal her in einer starken Biegung, der man es anmerkte, daß der ursprüngliche Verlauf einmal geradewegs an der Kirche St. Theodor vorbei nach dem Tor am Lindenberg geführt hatte.

Außer diesen beiden Wegen strebte auch der Teich, der von der Wiese abgeleitet wurde, auf den Platz vor dem Riehentor hin. Zu einem kleineren Teil trat das Wasser durch die Mauer ein, um als Stadtbach die drei großen Längsgassen zu durchziehen, ähnlich wie dies noch heute in Freiburg i. Br. geschieht. Der größere Teil floß in einem starken Bogen nordwestwärts und parallel zur Stadtmauer bis zum «Drahtzug», um dort, nach dem Einlauf in die Stadt, an zwei Armen die Mühlen im Gewerbeviertel und im Klingental zu treiben. In Kriegszeiten konnte der Teich wohl auch vor dem Riehentor beidseits in die Stadtgräben geleitet werden, um so den Schutz dieser Stadtseite zu erhöhen.

Das Riehentor bestand, wie die meisten Tore Basels, aus einem gedrungenen Turm, dem im 15. Jahrhundert ein Vortor angefügt wurde. Nach oben schloß es jedoch etwas anders ab als die übrigen; es besaß nämlich einen Zinnenkranz, der an den Ecken mit runden Erkern auslud. Das Dach setzte erst hinter den Zinnen an, so daß sich hoch oben auf allen vier Seiten ein freier Umgang ergab. Während Merian auf seinem Stadtprospekt den Turm mit einem kleinen Satteldach endigen läßt, zeigt sich auf Büchels Zeichnungen und auch bei späteren Bildern an dieser Stelle ein flachgeneigtes Pyramidendach. An der Feldseite des Torturmes trat ein vieleckiger Erker aus der Wand heraus, der auf dem Stich Merians rund erscheint und einen Basler Wappenschild aufweist. Das in den Graben vorstehende Vortor war, wie beim Spalentor, als kleiner Hof ausgebildet, der auf drei Seiten von Zinnenmauern mit Wehrgang umgeben war. Zu Merians Zeiten fehlte offenbar das Dach darüber, das Büchel und spätere Zeichner wiedergeben. Es lag nicht auf den Zinnen, sondern stand auf eigenem Gebälk, das vermutlich am Wehrgang nach dem Innenhof hin abgestützt war. Dieses Vortor erhob sich auf einer gewölbten Brücke über dem Graben, der so breit war, daß vor dem äußeren Torbogen noch immer eine aufziehbare hölzerne Brücke Platz fand. Außerhalb dieser Brücke lag ein Vorhof, dessen südöstliche Seite die Elendkreuzkapelle abschloß; dieses kleine Bauwerk aus gotischer Zeit war nach einem Brande von 1578 stark verändert worden.

Aus dem Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts stammte vermutlich das äußere Tor, das den Vorhof sicherte; denn sein Spitzbogen ist bereits von Rustikaquadern eingefaßt. Nach innen fiel ein Pultdach hufeisenförmig ab. An der Außenseite befand sich eine

zweite hölzerne Brücke; auf einem Stich nach Büchel sieht man deutlich die Hebelarme, an der sie aufgezogen werden konnte, und die langen Schlitze darüber, in welche die Tragbalken versenkbar waren. Auch vor diesem äußeren Torbau lagen noch weitere, durch Palisaden und Mauern eingefaßte Vorhöfe. Merian zeichnet in seiner «Topographia Helvetiae» auch eine Schanze, ein sogenanntes «Ravelin», vor dem Riehentor, die vielleicht nie bestand; denn später wird sie nicht mehr dargestellt.

An der offenen Landstraße lagen schon zu Merians Zeiten einige Gebäude, so die Stadtsäge am Teich; später kamen das Häuslein des «Stadtbammerts» und einige Herrengüter dazu. Der Riehenteich brachte auf seinen Wassern viel Holz aus dem Wiesental vor das Tor. Dazu kamen von der «Baar» her durch das Rheintor und das Riehentor die Stämme der Rheinflöße auf diesen Platz. Auf Büchels Zeichnung von 1760 sehen wir daher hier ein großes Holzlager zwischen Landstraße und Wasserlauf.

Im Stadtgraben, der sich vom Riehentor gegen den Isteinerturm hinzog, lag zudem bis ins 19. Jahrhundert der städtische Ziegelhof. So war für Betrieb vor diesem Stadtzugang reichlich gesorgt.

Der erste Eingriff in das altgewohnte Bild des Riehentors wurde im Jahre 1840 vorgenommen. Damals erhielt der Torturm anstelle des Zinnenkranzes mit dem zurückstehenden Pyramidendach einen Aufbau mit zwei Treppengiebeln. Zwischen die verbliebenen Zinnenerker wurden an den Giebelseiten der Stadt- und Landseite große Zifferblätter angebracht. Damals riß man auch den Erker an der Außenseite weg; es verblieb eine häßliche Öffnung, darunter eine Kanonenscharte.

Bald sollte noch mehr Unerfreuliches geschehen: In den Jahren 1852/54 wurde der Stadtgraben zwischen dem Tor und dem «Drahtzug», also an der Landseite Kleinbasels, aufgefüllt, und zwar mit dem Material des gleichzeitig abgebrochenen Clara-Bollwerks. Von 1859 an fiel nach und nach auch die Stadtmauer; im Mai/Juni 1864 kam schließlich das Riehentor selber an die Reihe. Bis in unsere Zeit hatte das Viertel dahinter, vor allem die Riehentorstraße, ihr heimeliges Gesicht bewahren können. Seit den 1930er Jahren ist aber auch sie in starker Umwandlung begriffen, und wir müssen mit großem Bedauern feststellen, daß hier die einheitliche Verbindung zwischen der Kartause und den Altstadtgassen bereits zerstört ist.

Vom Riehentor zum Rumpelturm

Auf der langen Landseite Kleinbasels befanden sich auffallend wenig Türme an der gerade verlaufenden Stadtmauer. Und diese wenigen folgten sich nicht etwa in regelmäßigen Abständen, wie wir dies an der Großbasler Befestigung beobachten konnten. An der obern Hälfte der Front erhoben sich bloß zwei Türme, die ziemlich entfernt vom Riehentor, selber aber recht nahe beisammenstanden. Es waren dies der viereckige «*Iltisturm*» und der runde Turm, der vielleicht mit dem um 1628 als «*Hexenkefich*» erwähnten Turm identisch ist. Auf den letztern hin führte die anfangs des 19. Jahrhunderts «Kanonenweg» genannte Verbindung von der Rebgasse her (zwischen Oberer Rebgasse 15 und 17). Zu Merians und Büchels Zeiten erhob sich auf dem runden Sockel des Turmes ein rechteckiger hausartiger Aufbau, der wohl erst kurz vor dem Abbruch der Mauer und der Türme am Claragraben, also um 1859, verschwand.

Die nördliche Hälfte der Kleinbasler Landfront war gekennzeichnet durch das 1531 erbaute *St. Clara-Bollwerk*. Dieses, nach damaligen Grundsätzen der Kriegsbaukunst in Hufeisenform errichtete mächtige Bauwerk, trat nicht, wie es die Regel forderte, vor die mittelalterliche Mauer, sondern ragte erst dahinter mit breiten Geschützscharten in der Brüstung auf. Obschon die alte Ringmauer durch Wegnahme der Zinnen auf eine weite Strecke niedriger gemacht wurde, so hätte das Bollwerk im Ernstfall doch kaum den ihm zugedachten Zweck erfüllen können. Wenn wir seine Lage auf den alten Bildern betrachten, so werden wir das Gefühl nicht los, daß man von seiner Plattform aus zwar ins Wiesental hineinsehen, nicht aber das Gelände in nächster Nähe vor der breiten Landfront Kleinbasels überwachen konnte. Warum das Festungswerk nicht wie die Basteien beim Steinentor direkt in die Ringmauer eingefügt wurde, bleibt ein Rätsel. Um ihm die wehrtechnisch bestimmt falsche Lage geben zu können, mußte der Chor der Clarakirche abgebrochen werden; denn nur dadurch gewann man nach hinten Raum für die Plattform. Im Jahre 1854 wurde der mächtige Quaderbau abgetragen, weil er der neuen Straße zum Badischen Bahnhof im Wege stand. Kein Zeichner hat sich damals seiner angenommen. Bald darauf erhielt die Kirche St. Clara auch wieder ihren Chor, der bis zum aufgefüllten Stadtgraben reicht.

Das Clara-Bollwerk muß seine Sicht auf die nordöstliche Flanke

Kleinbasels überhaupt völlig verloren haben, als im Jahre 1624 in geringer Entfernung die sogenannte «*Drahtzug-Schanze*» aufgeworfen wurde. Es war dies eine vieleckige Bastion, die den Einlauf des Riehenteichs in die Stadt und die dort vor der alten Ringmauer stehenden Gewerbebetriebe schützen sollte. Auf Merians späten Ansichten von Basel – in der «Topographia Helvetiae von 1642 – zeigt sich das Bauwerk deutlich als gleiche Anlage wie die Schanzen vor dem Riehentor und der Kartause. Während aber die beiden letzteren nur geplant sein mochten, bestand die Bastion beim Drahtzug wirklich und wurde erst 1854 beseitigt.

Ehe dieses Erdwerk errichtet worden war, hatte ein erkerartiger Bau auf der Stadtmauer den Einlauf des Teichs überwacht. Über dem rundbogigen Teichtor, das wie ein zweites unterhalb davon mit einem Fallgatter versehen war, trat ein breitrechteckiges Haus auf Stützen über die Mauer vor; an diesem ragte auf der Außenseite der Mittelteil als Gußerker noch weiter vor. Auf der Innenseite der Mauer reichte das Gebäude etwas mehr gegen den Boden hinab. Das seltsame Bauwerk bestand noch 1849 und wird damals als «Ein Observazionstürmlein und eine Wachtstube neben dem Stemppel beim kleynen Einlauf des Deuches in den Rumpel» im Verzeichnis der noch vorhandenen Befestigungswerke aufgeführt.

Vom Teicheinlauf war es nicht mehr weit bis zum unteren Ende der Kleinbasler Landfront. Auf dem kurzen Mauerstück hatten sich im 18. Jahrhundert mehrere Häuser breitgemacht, wie wir dies auf einer Zeichnung von Emanuel Büchel erkennen können, und nur ein Rest der alten Zinnen wußte sich bis ins 19. Jahrhundert hinein zu erhalten; damals verschwanden auch diese unter den Dächern neuer Industriebauten.

Dieser letzte Teil der Mauer zog bis zum hohen quadratischen Eckturm, der 1628 als «Hexenturm am Eck», 1648 jedoch als «Ketzerturm» erwähnt wird. Neben der letzteren Bezeichnung trug er später meist den Namen «*Rumpelturm*». Seine stattliche Höhe ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß er die weite Fläche bis zu den «Langen Erlen» überschauen und so dem benachbarten Bläsitor Beistand leisten mußte. Auf Merians Stichen schließt er oben mit dem Zinnenkranz ab; später trug er über diesem ein Pyramidendach, mit dem ihn noch frühe Photographien darstellen. Ein Storchennest auf seiner Spitze gemahnt an Bilder, wie wir sie aus elsässischen Städtchen kennen.

Vor dem Rumpelturm erhob sich an der Ecke der Vormauer, die vor der ganzen Landfront Kleinbasels hinzog, ein zweiter, kleinerer Turm, analog dem Isteinerturm an der Ecke vor der Theodorskirche; nur besaß dieser nordöstliche Turm eine viereckige Grundform. Die Vormauer zeigte auf der östlichen wie auf der nördlich gegen das Bläsitor verlaufenden Strecke eine Reihe starker Strebepfeiler; sie mußten vermutlich einmal angebracht werden, als das Mauerwerk überzuhängen drohte. Die Gräben wurden hier 1833 aufgefüllt. Als im Jahre 1865 neue Straßenzüge angelegt wurden, fielen Türme und Mauern an dieser Stadtecke der Spitzhacke zum Opfer.

Das Bläsitor

Vom Rumpelturm aus verlief die Mauer ursprünglich wohl in gerader Richtung westwärts zum Rhein hinunter, um so in übersichtlicher Weise die kurze Nordfront Kleinbasels abzuschließen. Als sich jedoch das Kloster Klingental, das bisher in Wehr bei Säckingen bestanden hatte, im unteren Teil der neuen Stadt ansiedelte, änderte dies den Grundplan dieses Viertels bedeutend (siehe Neujahrsblatt 1955, S. 29/30). Vermutlich wurde deshalb auch das Isteinertor, das den Ausgang nach Norden vermittelt hatte, etwas weiter gegen Nordosten verschoben und kam so in die nächste Nachbarschaft des Hofes der Abtei St. Blasien im Schwarzwald zu stehen, nach welchem es schon bald den Namen Bläsitor annahm.

Zwischen Rumpelturm und Bläsitor erhob sich, nahe bei letzterem, als letztes rechtsseitiges Haus der Unteren Rebgasse, der «Egringerhof». Dieser stieß mit seiner einen Giebelseite an die Ringmauer an oder, besser gesagt, sogar etwas über diese vor, so als wäre er aus einem alten Eckturm entstanden. Dies würde zur Vermutung stimmen, die Kleinbasel anfänglich nur bis zur äußeren Häuserreihe der Rebgasse reichen läßt (siehe Neujahrsblatt 1955, S. 29).

Das Bläsitor bestand wie üblich aus einem starken quadratischen Turm, auf dem ein oberstes, ausladendes Geschoß mit einem Zinnenkranz saß. Zu Büchels Zeiten war darüber ein flaches Pyramidendach angebracht; später erhielt dieses an seiner Spitze ein malerisches Glockentürmchen aufgesetzt, das für die mit großen Zifferblättern nach außen und innen die Zeit weisende Uhr die Stunden anzeigte.

An den Turm, der aus mächtigen Bossenquadern bestand, fügte sich außen ein Vordach, das mit einem Walmdach versehen war. Aus diesem Vortor ging die hölzerne, zu einem Teil aufziehbare Brücke über den inneren Stadtgraben auf den Vorplatz hinaus, der gegen den Rumpelturm hin zwei terrassenartige Ausbuchtungen besaß.

Was nun beim Stadtausgang des Bläsitors im Vergleich mit den übrigen Toren Basels vollkommen anders geartet war, hatte seine Ursache in der Lage des benachbarten Klosters Klingental. Da dieses mit einem Mauergeviert über die ehemalige untere Schmalfront Kleinbasels hinausragte, ergab sich nahe beim Bläsitor ein Winkel in der Stadtbefestigung. Die Ringmauer, die auf Kosten des Klosters erbaut worden war, lief der vom Tore wegführenden Landstraße parallel bis zu einem starken Eckturm, von dem aus die Mauer erst rechtwinklig zum Rhein hinunterführte. Da auch die zweite äußere Mauer, die Kleinbasel auf der Landseite umgab, diesen ein- und wieder ausspringenden Winkel beim Bläsitor mitmachte, so ergab sich für den Stadtausgang der vorteilhafte Fall, daß vor dem eigentlichen Tor die Landstraße ein Stück weit zwischen der Klingentaler Mauer und der äußern Mauer Kleinbasels behalten und so auf besondere Art in Schutz genommen werden konnte. Dort wo die Mauer des Klosters gegen den Rhein abbog und die Straße beidseitig freies Gelände vor sich sah, konnte ein Vortor angelegt werden, ein zweites, *äußeres Bläsitor*. Die Darstellungen von Matthäus Merian und Emanuel Büchel geben uns dieses äußere Tor als auffallend malerisches Bauwerk wieder. Sein Grundriß bestand aus zwei über die Straße gelegten Rechtecken, von denen das äußere breiter war als das innere. Auch das über beide gestülpte hohe Walmdach machte das Gewinkel der seitlichen Mauern mit. An den Ecken des äußeren Teiles hingen im oberen, vorkragenden Geschoß zwei vieleckige Erker mit schlanken Spitzhelmen. Die Fallbrücke vor dem Torbogen konnte an Hebelarmen aufgezogen werden, für die zwischen den Erkern zwei lange Schlitze angebracht waren.

Zwischen dem äußeren und dem inneren Bläsitor stand, an der Seite gegen den Klingentaler Eckturm hin, die kleine St. Annakapelle, die 1407/08 an der Stelle eines weit älteren Wegkapellchens errichtet wurde. Vielleicht daß damals auch der nahe äußere Torbau entstand. Außerhalb des letzteren befand sich ein von niedrigen, mit Schießscharten versehener äußerster Vorhof mit Zollerhäuschen, der nach

der alten, von malerischen Rebhäuschen bestandenen Klybeckstraße zu wie üblich mit Schlagbäumen abgeschlossen werden konnte.

Wie eigenartig diese Seite Kleinbasels ausgesehen hat, können wir uns leider nur noch nach älteren Bildern vorstellen. Schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts muß das äußere Bläsitor verschwunden sein; auf dem Stadtplan von Heinrich Keller aus dem Jahre 1832 (siehe Neujahrsblatt 1955, Tafel am Schluß) finden wir es nicht mehr eingezeichnet. 1867 wurde dann auch das innere Bläsitor abgetragen, nachdem bereits zwei Jahre zuvor die anschließenden Mauerteile gefallen waren.

Rings um das Klingental

Vom Eckturm der Klingentaler Mauer, der nahe beim äußeren Bläsitor stand, zog die Befestigung in gerader Richtung zum zweiten Eckturm, der sich am Rheinufer erhob. In der Mitte zwischen beiden Türmen saß ein kleines Wachthaus auf der von Zinnen besetzten Ringmauer. Vor dieser verlief der im Winkel vom inneren Bläsitor herkommende innere Graben, der am Ende beim Rhein mit einer «Letzi» abgeschlossen war; zwischen diesem Graben und der äußeren Mauer, die eine lange Reihe von Schießscharten besaß, führte ein Rondenweg vom äußeren Bläsitor zum Rhein. Im äußeren Graben, der bis ins 19. Jahrhundert «Schindgraben» genannt wurde (weil man in ihm die toten Tierleiber vergrub), lief als schmales Rinnsal der Rest des Riehenteichs, der nicht als Gewerbekanal den Mühlen im untern Kleinbasel zugeführt worden war. Dieser Graben war gegen den Rhein hin offen.

Der Turm an der Nordwestecke der rechtsufrigen Stadt, 1648 als «Klingenthaler Eckturm am Rhein» erwähnt, zeigte sich bis ins 19. Jahrhundert hinein in seiner mittelalterlichen gedrungenen Form auf quadratischem Grundriß. Doch besaß er kein vorkragendes Obergeschoß, wie sein Partner an der landeinwärts gerichteten Ecke der Klingentaler Mauer, sondern einen gewöhnlichen Abschluß mit Zinnen.

Von diesem Eckturm am Strom zog die Ringmauer in leicht geschwungener Linie dem Ufer nach aufwärts. Bis zur Brücke hin zeigte sich kein Turm mehr; eine Verstärkung scheint man auf dieser Strecke für überflüssig gehalten zu haben. Der untere Teil, der nachträglich

an die Stadt angefügt wurde, bestand aus einer einfachen gezinnten Mauer, an die von innen her nur das Abortgebäude des Klosters und ein unbedeutendes Nebenhaus anstießen. Dagegen erhob sich der älteste Bau, der den Klingentaler Nonnen gehörte, das «Kleine Klingental», direkt auf der alten Mauer, sowohl an der Uferseite wie an der abbiegenden Front gegen die Kirche hin. Noch heute sehen wir an der Ecke die mächtigen Steinquadern heraustreten, welche zur frühen Stadtmauer Kleinbasels gehört hatten. Einen Ausgang zum Rhein besaß das Kloster nur dort, wo der untere Arm des Riehenteichs unter dem alten Klosterflügel ausmündete. Hier konnten die Nonnen und Dienstleute des Klosters im Weidling zu einem Plätzlein innerhalb des «Klingentals» fahren und dort wohlgesichert aussteigen.

Ebenfalls stand auch das «Beichtigerhaus» des Klosters auf der Ufermauer. Diese war ursprünglich vom Wasser bespült. Doch schon zu Büchels Zeiten muß sich der Rheinspiegel gesenkt haben; denn es zeigten sich kleine Uferstreifen, die nur von den beiden Teicharmen durchschnitten wurden. In den 1860er Jahren erfolgte sodann die Anschüttung für den Rheinweg, den noch Anton Winterlin in seiner heimeligen Weise mit den Pappelreihen vor Beichtigerhaus und Klingental darstellte.

Näher zur Brücke hin stand eine der in diesem Viertel zahlreichen Mühlen. Es ist die bis heute erhaltene Mechel'sche Mühle, die die Kraft des obern Teicharms ausnützte und mit ihrer hohen Giebelseite an die Ufermauer vorstand. Daneben führte ein schmales Gäßlein zum Rhein hinab, das noch immer unter seinem Schwibbogen einen Durchgang zum Ufer gewährt. Es bestand hier schon zu Merians Zeit eine flach ins Wasser hinaus verlaufende kleine «Lände», die offenbar nur durch Pfahlreihen gesichert war.

Die kleinen Bürgerhäuser, die heute noch unterhalb der Mittleren Rheinbrücke zu sehen sind, erhoben sich ebenfalls auf der mittelalterlichen Ringmauer und besaßen erst seit jüngeren Zeiten auf dieser Seite Fenster und Abortlauben. Vor ihre Flucht stand das letzte Haus bei der Brücke, das «*Haus zum Waldeck*» leicht vor. Dieser Bau war, neben dem oberhalb der Brücke gelegenen «Richthaus», einer der wertvollsten von Kleinbasel. Seine Hauptfassade sah gegen die die Brücke fortsetzende kurze Gasse; die gegen den Strom gewendete Stirnseite gliederten drei Erkertürme, von denen die beiden an den Ecken vielleicht auch Wehrzwecken gedient haben. Vor dem Hause

befand sich am Rhein, wie wir beim einen Stich Merians erkennen können, eine kleine Terrasse mit einer Rechteckmauer, von der aus möglicherweise die Verteidigung des Ufers unter und bei der Brücke unterstützt werden konnte.

Das Haus «zum Waldeck» stand noch wenig verändert – einzig des Mittelerkers beraubt – an der bedeutsamsten Stelle Kleinbasels, als das benachbarte Richthaus nach 1840 dem Neubau des «Café Spitz» hatte weichen müssen. Erst als die neue Brücke das ehrwürdige Bauwerk von 1225 verdrängte, schlug auch dem Adelssitz des «Waldeck» die letzte Stunde; an seine Stelle trat ein Gebäude, dessen schlechte Proportionen die alte Schönheit des Kleinbasler Brückenkopfes doppelt vermissen lassen.

Damit haben wir – wieder an der Brücke angelangt – Kleinbasel rings umschritten. Wenn auch die Umwallung der rechtsufrigen Stadt den Anforderungen der Kriegstechnik immer weniger genügte, so fühlte sich der einfache Bürger doch in ihr wohlgeborgen. Dies war gewiß die wichtigste Aufgabe, welche eine Stadtbefestigung zu erfüllen hatte, daß sie den Stadtbewohnern Mut und Zutrauen einflößte. Nur wenige im Rat wußten von den Schwächen der Wehranlagen, die überwiegende Mehrzahl der Basler glaubte an sie.

Diese moralisch stärkende Kraft war der Basler Ringmauer bis ins 19. Jahrhundert eigen. Seither ist ein anderer Geist in der Stadt eingezogen, der die alten Güter und Werte wenig mehr hochhält, so wenig wie in Großbasel so wenig auch hier in der «Mindern Stadt». Noch überkommt manchen Mitbürger bei einem Gang durch die Rheingasse und den Lindenberg oder durch die Webergasse beim Anblick der kleinen aufgereihten Bürgerhäuser ein Gefühl des Geborgenseins. Hoffen wir, daß diese wenigen Teile Kleinbasels, auch wenn der nach außen schützende Befestigungsring längst gefallen ist und Hochbauten immer fordernder ihre Unruhe ins Innere der Kleinbasler Stadtanlage tragen, weiterhin bestehen bleiben und späteren Generationen vom Leben der Vorfahren, ihrem Familiensinn und ihrem durch Bescheidenheit gezierten Bürgertum berichten können.

II. Teil

Die Schleifung der Befestigungswerke im 19. Jahrhundert

Die ersten Verluste

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts behielt Basel sein Aussehen, wie es ihm die mittelalterliche Befestigung und deren Ergänzungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert verschafft hatten. Noch zeigt uns das Vogelschaubild, welches Friedrich Maehly im Jahre 1847 schuf, die Stadt vollständig hinter Mauern und Gräben eingeschlossen. Außerhalb der Tore gab es damals an den hauptsächlichsten Ausfallstraßen nur wenige Häuser, dies, obgleich die Bevölkerung Basels in der Zeit von 1815 bis 1850 von 16 420 auf 27 313 Seelen angewachsen war. Der Raum innerhalb der nach dem Erdbeben von 1356 geschaffenen äußeren Ringmauer hatte also bis dahin genügt. Noch immer dehnten sich große Gartenflächen zwischen den alten ausstrahlenden Vorstädten innerhalb der Befestigung aus. Für die vermehrte Einwohnerzahl waren keine neuen Gassenzüge geschaffen worden; um weitere Haushaltungen unterbringen zu können, behalf man sich mit Aufstocken bisheriger Bauten und Überbauung von Hinterhöfen.

Aber eben diese Jahre, in denen Maehly seinen anschaulichen Plan aufnahm, waren die letzten einer Epoche städtebaulichen Stillstands. Bereits hatte sich manches Umwälzende vorbereitet. Die Eisenbahn, die 1844 durch die Mauern eingelassen worden war, verlangte gebieterisch nach neuen Zufahrtswegen; der Strom der Reisenden kam nun weniger mehr durch die alten Straßentore als durch das neugeschaffene Eisenbahntor in die Stadt herein. Die «Lottergasse» (heute Spitalstraße) erhielt nunmehr als Bahnhofstraße unerwartete Bedeutung. Davon mochten die Wirte in der St. Johannvorstadt und der Besitzer des Hotels «Drei Könige» am Blumenrain schon bald profitieren; der letztere errichtete denn auch in jenen Jahren einen stattlichen Neubau.

Im Innern der Stadt waren schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige deutliche Veränderungen vor sich gegangen. Die

innere Stadtmauer, die noch aus der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert stammte, wurde mehr und mehr als Hemmnis empfunden. Hatte man bereits 1786 den St. Albangraben zwischen Aeschen- und Albanschwibbogen eingeebnet, so ging man kurz nach 1800 daran, auch Teile des St. Johann- und Petersgrabens auszufüllen und neue Ausgänge nach den Vorstädten zu schaffen. Am lästigsten empfand man offenbar die «Schwibbögen», wie man die Tortürme der alten inneren Mauer im Gegensatz zu den «Toren» der äußeren Befestigung nannte. Vorerst wurde der an die Stelle des 1765 abgebrochenen Schwibbogens getretene schmale Durchgang zwischen dem Barfüßerplatz und der Steinenvorstadt erweitert, indem man 1821 die Mauer vom «Eselstürlein» am Fuße des Kohlenbergs bis hinüber zum Steinenberg abtrug. Damit fielen auch die beiden an dieser Strecke stehenden Türme, der Eselsturm, der die Wacht unterm Lohnhofhügel besorgt hatte, und der Wasserturm, dem die Sicherung des Birsigeinlaufs übertragen war. Der Graben wurde bis hinauf zum Aeschenschwibbogen zugeschüttet; bald, 1841, verschwand auch das ehrwürdige Tor am obern Ende der Freien Straße mitsamt der benachbarten Staatsschreiberwohnung. Schon vorher, 1838, war dem Spalenschwibbogen das Todesurteil gesprochen worden.

An der Schifflände hatte der Salzturm, ein Zeuge der ältesten Basler Talstadt, bis zum Jahre 1829 bestanden; sang- und klanglos wurde er dem Abbruchgeist geopfert. 1839 mußte das nahe Rheintor daran glauben, weil man hoffte, daß sich der Verkehr über die Brücke schon in nächster Zeit mächtig mehren werde. Durch das Fallen der beiden Türme verlor die Rheinfront ihren architektonischen Mittelpunkt. Weiter oben am Rhein, in der Nähe des St. Albanstifts, wurde 1838 auch der Lindenturm niedergelegt, der bestimmt niemand im Wege gestanden hatte.

Im Jahre 1853 begannen die Arbeiten, welche die Badische Bahn von Haltingen nach Basel führen sollten. Dies brachte für die rechtsufrige Stadt bedeutsame Veränderungen mit sich. Um eine Verbindungsstraße zum geplanten Bahnhof zu erhalten, mußte 1854 das Clarabollwerk abgetragen werden; gleichzeitig wurde der dahinter verlaufende Stadtgraben aufgefüllt. Mit dem dadurch gewonnenen Straßenzug, der Claragraben benannt blieb, kreuzte fortan die Clarastraße, die in der Verlängerung der Greifengasse zu dem am 19. Februar 1855 eröffneten Badischen Bahnhof hinausführte. Vorläufig

wurde die Stadt an diesem neuen Ausgang nachts noch durch ein Torgatter abgeschlossen.

Ähnliches ging gleichzeitig in Großbasel vor sich. Durch die neuen Bahnhofbauten, welche die Centralbahn-Gesellschaft von 1854 an auf dem Felde zwischen dem Aeschenbollwerk und St. Margrethen errichten ließ, war Basel gezwungen, daselbst ebenfalls einen neuen Zugang zu schaffen. Das Aeschenbollwerk, das bisher die Südostecke der Stadt bezeichnet hatte, wurde mitsamt dem benachbarten Graben zum Verschwinden gebracht. Dort, wo bisher der Harz- oder Schäferturm Wache gehalten, zog nun die verlängerte Elisabethenstraße zum Bahnhof hinaus. Ebenfalls wurde vom Steinentor her eine neue Zufahrt, der Steinentorberg, angelegt, der außen um die Elisabethenschanze herumführte. Auch der Ausgang der Elisabethenstraße wurde, wie es der Rat verlangte, mit einem Palisadentor abgeschlossen und polizeilich bewacht. Einen ähnlich geschlossenen Stadtausgang schuf man am Steinengraben für die Leonhardsstraße.

Gleichzeitig fiel in Kleinbasel das Rheintor, das unterhalb der Kartause die Verbindung zwischen dem Ländeplatz an der «Baar» und der Riehentorstraße gebildet hatte. Auch hier wurde dafür ein Torgatter als Abschluß angebracht. Für die Truppen, die während des «Neuenburgerhandels» 1856/57 die Stadt Basel beschützen sollten, wurde hier bei der «Baar» ein Ausgang geschaffen. Als der Zwist zwischen Preußen und der Eidgenossenschaft aber gütlich beigelegt war, ließ der Basler Rat diese Öffnung wieder zumauern. Erst auf wiederholtes Begehren wurde das Törchen wieder geöffnet; es hieß in der Bevölkerung «Preußentörlein» und blieb als solches bis 1863 bestehen.

Schon 1856 wurden nach langem Hin und Her die Torsperren aufgehoben, «in Betracht der stets wachsenden Bevölkerung vor den Toren und des gesteigerten Verkehrs zwischen dem Innern der Stadt und dem Stadtbann». Bis dahin hatte die Mehrzahl der Ratsherren wenigstens am polizeilichen Zweck der alten Befestigung festgehalten. Manche Bürger waren der Ansicht, wenn die Mauern fielen, müßte Basel zu einem gewöhnlichen Dorf herabsinken. Anderseits erschienen nun die Mauern, jeden Zweckes bar, dem Großteil der Bevölkerung einzig als Hindernis, das raschestens aus dem Wege geräumt werden mußte.

Für die Entfestigung Basels bedeutet der 27. Juni 1859 das wichtigste Datum. An diesem Tage erließ der Große Rat, auf einen Ratschlag der

Regierung eingehend, das *Gesetz über die Erweiterung der Stadt.* Darin bestimmte § 4: «Zur Herstellung angemessener Verbindungen zwischen den äußern neuen Quartieren und der innern Stadt durch Straßen und öffentliche Plätze ist der Kleine Rat ermächtigt, da, wo es das Bedürfnis erheischt und die Verhältnisse es passend erscheinen lassen, die Stadtgräben je nach seinem Ermessen auszufüllen und neue Stadteingänge herzustellen, auch die bisherigen Stadtmauern nebst daran liegenden Schanzen ganz oder teilweise zu beseitigen.»

Obgleich nun also endgültig der Abbruch der Mauern, das Ausfüllen der Gräben und auch die Bebauung des «Glacis» – eines Vorfelds vor der Befestigung, das für Übersicht und Verteidigung hatte frei bleiben müssen – beschlossene Sache war, nahm man laut § 5 des neuen Gesetzes doch einige Festungswerke von der Schleifung aus. Es waren dies einmal die vor wenigen Jahren geschaffenen Wallanlagen beim Französischen Bahnhof, dann der «Hohe Wall» am Ende der Neuen Vorstadt (heutige innere Hebelstraße), die Schanzen links und rechts des Birsigs und jene bei St. Alban. Diesen Anlagen schrieb man behördlicherseits noch immer einen fortifikatorischen Wert zu; auch lag, wie dazu geäußert wurde, vorläufig kein Anlaß zu deren Beseitigung vor.

Der Schanzenstreit

Der wirkliche Grund zur Belassung dieser wenigen Festungswerke war jedoch ein anderer: Der sogenannte «*Schanzenstreit*» mit Baselland, der während Jahren die Gemüter aufs heftigste bewegen sollte, warf bereits seine Schatten voraus. Bei den Beratungen des eidgenössischen Schiedsgerichtes über die Teilung des Staatsvermögens unter die beiden Halbkantone war auch die Stadtbefestigung Basels mit einbezogen worden. Am 19. November 1833 fällte dieses Schiedsgericht durch Stichentscheid seines Obmannes, Professor Friedrich Ludwig Keller von Zürich, den Spruch, daß die Verfügung über die städtischen Festungswerke fortan einzig dem Kanton Basel-Stadt zuständen; für den Fall aber, daß die Schleifung der Befestigung beschlossen werden und dadurch – nach Abzug der Abbruchkosten – wirkliches Staatsvermögen entstehen sollte, bliebe dem Kanton Basel-Land das Recht vorbehalten, wie bei der übrigen Teilung des Staatsgutes zu partizipieren (64% für Baselland, 36% für Baselstadt).

In der Zeit nach diesem Entscheid des Schiedsgerichtes wurde eine Anzahl von Fortifikationen abgetragen, ohne daß mit Baselland deswegen verhandelt oder von seiner Seite eine Anfrage gestellt worden wäre. Nachdem nun aber der Basler Große Rat am 10. Mai 1858 die Ausfüllung des Stadtgrabens zwischen Steinen- und St. Albantor sowie den Abbruch des Aeschenbollwerks genehmigt hatte, wünschte die Liestaler Regierung am 3. Juli nähere Auskunft über Zweck und Umfang der vorgesehenen Schleifungen und erbat sich Pläne der Befestigungen. In ihrem Antwortschreiben vom 14. Juli wiesen die Basler Behörden darauf hin, daß die beabsichtigte Beseitigung eines Teils der Stadtmauern und Schanzen zur Herstellung angemessener Verbindungen zwischen der Stadt und dem neuen Bahnhof vorgenommen werde; damit werde aber über die Schleifung *sämtlicher* Fortifikationen noch kein grundsätzlicher Entscheid gefällt. Wohlweislich nahm die Stadt beim Erlaß des Gesetzes über die Stadterweiterung vom 27. Juni 1859 eine Reihe von Befestigungswerken von der Demolierung aus. Damit konnte sie Baselland gegenüber die Ansicht vertreten, der im Schiedsspruch von 1833 erwähnte Fall treffe noch nicht zu.

Gleichwohl beanspruchte die Liestaler Regierung das Recht, über das in der Stadt freiwerdende Festungsgelände als Miteigentümerin mitverfügen zu können. Sie machte am 16. November 1859 ihre Ansprüche in aller Form geltend und schlug zur Vermeidung eines Rechtsstreites Vergleichsverhandlungen vor. Vorsorglich hatte Basel schon im Frühling dieses Jahres an Friedrich Ludwig Keller (1799 bis 1860), den früheren Obmann des Schiedsgerichtes und nunmehrigen Professor und Justizrat in Berlin, Mitglied des preußischen Herrenhauses, die Frage richten lassen, ob er wohl einem Ansuchen von Basel um ein Gutachten über das Schanzenurteil entsprechen würde, was dieser in bejahendem Sinne beantwortete. Im August traf sein Gutachten ein, doch behielt es die Basler Regierung vorläufig für sich. Baselland hatte in der selben Zeit Professor Johann Jakob Rüttimann in Zürich (1813–1876), einen früheren Schüler und späteren Gegner Kellers, zugezogen, der, bei der Neugestaltung des Schweizerbundes von 1848 an erster Stelle mitbeteiligt, sich nun für den jungen Landkanton mit Eifer einsetzte. Sein Gutachten, vom 22. August 1859 datiert, wurde Ende des Jahres veröffentlicht, worauf am 10. Januar 1860 eine Erwiderung von Keller erschien.

Das ganze Jahr 1860 war mit Verhandlungen zwischen den beiden Kantonsregierungen ausgefüllt. Die Stadt hoffte, die Angelegenheit in versöhnlichem Geist erledigen zu können und ließ es zu, daß ein Ingenieur Kindlimann aus dem Kanton Zürich im Auftrage der Liestaler Regierung die Basler Fortifikationen genau studierte. Auf dessen Erhebungen hin forderte Baselland eine Abfindungssumme von Fr. 800 000.–. Die Abgeordneten von Basel-Stadt konnten nicht ohne weiteres auf diesen hohen Anspruch eingehen, worauf die Landschäftler Regierung am 4. Februar 1861 die Vergleichsverhandlungen abbrach und erklärte, sie werde beim Bundesgericht Klage erheben.

Tatsächlich wurde diese durch Dr. Emil Sulzberger in Zürich als Anwalt der Liestaler Regierung eingereicht und in den ersten Tagen des August dem Basler Rat durch Bundesrat und Bundesgericht angezeigt. Darnach war der Wert der Basler Stadtbefestigung auf Fr. 1 663 038.51 berechnet; hievon beanspruchte Baselland 64%, d. h. Fr. 1 162 565.44, zusätzlich 5% Zins vom 27. Juni 1859 an. Außer dieser Entschädigung verlangte Baselland, daß der Stadt jede weitere einseitige Verfügung über die Fortifikationen und jede weitere Veränderung an diesen unter Androhung von Strafen zu verbieten sei; ja, es hätte, wenn die von Liestal geäußerten Forderungen befolgt worden wären, dieses Verbot mit sofortiger Wirkung erlassen werden müssen. Dadurch hätten die Arbeiten, welche zur Abtragung von Mauern und Türmen und Ausebnung der Gräben im Gang waren, einen Stillstand erfahren, der vielleicht das eine oder andere alte Bauwerk der Nachwelt gerettet hätte. Aber der Präsident des Bundesgerichts wies am 21. September 1861 das begehrte Verbot als unzulässig ab und behielt den Entscheid dem Gerichte vor.

Unterdessen hatten sowohl Basel-Stadt wie Baselland weitere Gutachten eingeholt und versteiften sich auf ihrem Standpunkt. Da die Rechtsfrage auch im Ausland Interesse weckte, stellte sich Professor Rudolf Ihering in Gießen (1818–1892), ein bedeutender deutscher Jurist, der Stadt zur Verfügung; sie besaß fortan in ihm einen starken Befürworter ihrer Ansicht, der dem Anwalt der Stadt, Fürsprech Johann Bützberger in Langenthal, trefflich zur Seite stand. Baselland hatte seinerseits Professor Heinrich Dernburg in Halle (1829–1907) zugezogen, der 1855–1861 in Zürich doziert hatte. Außer den verschiedenen gedruckten Gutachten erschienen unzählige Broschüren und Zeitungsartikel über diesen Rechtsstreit. Mit dieser Flut von

Druckwerken wurden sowohl die Öffentlichkeit wie die Bundesrichter zu beeinflussen versucht. Das Gericht hatte es wirklich nicht leicht, zu einem Schlusse zu kommen. Schon war das Vorverfahren als geschlossen erklärt und der Tag der Verhandlungen angesetzt, als Baselland einen Aufschub begehrte, da Professor Dernburg sein Rechtsgutachten noch nicht fertiggestellt hatte. Dieses erschien im August 1862 und war so glänzend abgefaßt, daß Basel sich gezwungen sah, seinerseits neue Anstrengungen zu machen. Doch da die Hauptverhandlung des Bundesgerichts auf den 28. und 29. Oktober 1862 angesetzt war, blieb nicht mehr viel Zeit übrig. Professor Ihering brachte aber noch eine Erwiderung fertig.

Nach einigen kleineren Zwischenfällen konnte das Bundesgericht an den festgelegten Tagen in St. Gallen zur Behandlung der Streitfrage schreiten. Die Sitzungen fanden vor einer großen Zuhörerschaft im Saale des Kantonsgerichts unter dem Vorsitze von Dr. Kasimir Pfyffer statt. Als Grundlage diente der Schiedsspruch Friedrich Ludwig Kellers von 1833, auf dessen Auslegung alles ankam. Am 29. Oktober, kurz nach Mittag, wurde das Urteil eröffnet. Es lautete in den Hauptpunkten folgendermaßen:

1. Das Klagebegehren um Realteilung der Basler Festungswerke ist abgewiesen.

2. Hinsichtlich derjenigen Teile der Festungswerke, die noch nicht geschleift sind, steht dem Stande Baselland kein Klagrecht zu.

3. Ein Klagrecht des Standes Baselland hinsichtlich derjenigen Teile der Festungswerke, die zwar geschleift, aber zu andern, dem bürgerlichen Verkehr entzogenen öffentlichen Zwecken verwendet worden sind, ist nicht begründet, solange eine solche Verwendung stattfindet.

4. Dagegen ist der Anspruch des Standes Baselland auf 64% des Wertes der Basler Festungswerke hinsichtlich jener Teile begründet, die geschleift und zu wirklichem Staatsvermögen umgewandelt worden sind; von diesem Werte dürfen nur die auf die betreffenden Teile verwendeten Kosten abgezogen werden.

5. Die Kosten des Gerichtsverfahrens werden zu ¾ dem Stande Baselland, zu ¼ Basel-Stadt auferlegt, die Parteikosten wettgeschlagen.

Damit hatte Basel-Stadt in allen Hauptpunkten Recht erhalten und die Regierung, ihres Sieges froh, beeilte sich, noch im gleichen Jahre eine Broschüre herauszugeben, in welcher der ganze Schanzenhandel,

kurz zusammengefaßt mit den Verhandlungen des Bundesgerichts und dem Urteil, veröffentlicht wurde. Ein Teil der Gerichtskosten wurde der Stadt deshalb auferlegt, weil ihr Begehren als unberechtigt abgewiesen worden war, daß die Landschaft auch auf jene Teile keinen Anspruch erheben dürfe, durch deren Schleifung gewöhnliches Staatsvermögen begründet wurde, solange, bis alle Befestigungen vollständig abgetragen seien. Die Behauptung der Stadt, es könnten die Gesamtkosten der Abtragung erst nach deren vollständiger Durchführung ermittelt und erst dann festgestellt werden, ob dadurch das Staatsvermögen eine Vermehrung erfahren habe, war somit durch das Bundesgericht abgewiesen.

Das Urteil vom 29. Oktober 1862 hatte nur eine Frage offengelassen, nämlich wieviel der Kanton Basel-Stadt zu zahlen habe für die bisher durch die Schleifung von einzelnen Teilen der Befestigung in das gewöhnliche Eigentum des Staates übergegangenen Grundstücke oder für solche, mit denen dies in Zukunft noch geschehen würde. Diese Angelegenheit wurde schon ein halbes Jahr nach dem ergangenen Bundesgerichtsurteil durch Übereinkunft zwischen den beiden Halbkantonen im Frühjahr 1863 erledigt. Mit dieser verzichtete Baselland unwiderruflich auf alle und jede Rechte und Ansprüche, die es durch die Schiedssprüche von 1833 und 1862 noch hätte haben können. Dagegen begab sich Basel-Stadt aller Rechte und Ansprüche, die ihm auf Schanzenterrain in der Landschaft noch zustehen konnten.

Um endgültig jeden noch möglichen Anspruch von Baselland auszutilgen, zahlte der Stadtkanton der Landschaft am 31. Mai 1863 eine Auskaufssumme von 120 000 Franken. Damit erlosch auch die letzte Möglichkeit der Regierung von Liestal, sich bei etwaiger Veränderung und Beseitigung von Festungswerken mit Ansprüchen zu melden. Die Stadt erhielt endlich freie Hand, den Ausbau der Ausfallstraßen und der neuen, an die bisherigen Fortifikationen anschließenden Quartiere nach ihrem eigenen Willen auszugestalten.

Rascher Abbruch

Der Prozeß hatte die Abbrucharbeiten nicht etwa aufgehalten, sondern beschleunigt; während der Zeit der Ungewißheit hatte man soviel als möglich beseitigt, um ein bestimmtes Ziel erreicht zu haben, falls

das Bundesgericht dem Drängen der Landschaft nachgeben sollte und die Arbeiten völlig eingestellt werden müßten.

Bis zum 4. Juni 1860, dem Tage der Eröffnung des neuen Centralbahnhofes und der wenige Tage später erfolgten Einführung der französischen Ostbahn in diesen, war die Auffüllung der Gräben vom Aeschenplatz zum Elisabethen-Bollwerk beschleunigt und die auf dem gewonnenen Areal verlaufenden neuen Straßenzüge der Vollendung nahegebracht worden. Wie überall, wo die alte Befestigung fiel, galt es auch in diesem Teil, mühsame Verhandlungen mit zahlreichen anstoßenden Grundbesitzern zu führen. Berechtigte und unberechtigte Ansprüche mußten untersucht und entschieden werden; denn seit geraumer Zeit hatten sich innerhalb und außerhalb der Ringmauern und Gräben allerlei Benützer von Mauerteilen und Grundstücken eingenistet und so zog sich da und dort das Verschwinden der alten Wehrbauten durch Jahre hin.

Als erstes der Stadttore fiel 1861 das *Aeschentor*, nachdem es noch 1847 eine Erneuerung erlebt hatte. Das macht uns den Wandel der Gesinnung deutlich, der in dieser kurzen Zeitspanne vor sich ging. Gleichzeitig wurden auch die anschließenden Mauerstrecken mit ihren stattlichen Turmreihen bis hin zur Elisabethenschanze einerseits und zum St. Albantor anderseits niedergelegt; breite, mit Anlagen geschmückte Straßenzüge nahmen fortan die Stelle der Gräben ein. Aus der Elisabethenschanze wurde bald darauf ebenfalls ein Park geschaffen. Noch im gleichen Jahre 1861 beschloß die Regierung, die bisher teilweise beibehaltene Torsperre vollends aufzuheben; damit verschwanden die Barrieren am Ausgang der Elisabethenstraße gegen den Centralbahnhof und an der neuen, zum Badischen Bahnhof führenden Clarastraße.

Zwischen 1860 und 1880, als die Bevölkerung Basels auf 60 000 Seelen, also auf das Doppelte von 1850 anstieg, vermehrten sich begreiflicherweise die Ansiedelungen vor der alten Befestigung rasch und zwangen zu neuen Ausgängen. Nachdem zuerst die Umgebung der neuen Bahnhöfe in Groß- und Kleinbasel größere Geschäftsviertel mit Hotelbauten entstehen sah, wuchs links des Birsigs südwestlich der Altstadt ein neues Wohnquartier aus dem Boden. Hier bei der «Lys», wo die Stadtbefestigung eine merkwürdige Einbuchtung gebildet und das «Leimentor» während wenigen Jahrzehnten den Durchgang nach dem «Mostacker» erlaubt hatte, wurde im Jahre 1861/62 eine richtige

Ausfallstraße geschaffen, die zu einem neuen Platz außerhalb des Grabens, dem heutigen Holbeinplatz, führte. Von hier aus liefen nicht nur die früheren Flurwege – die Holbeinstraße, früher Mostackerstraße geheißen, und die Leimenstraße – als neue Straßenzüge ins Weite, sondern es mündeten fortan, auf dem alten Grabenzug errichtet, der Steinengraben und der Schützengraben hier ein. An diesem Straßennetz begann nun die Bebauung, die Basel ein letztes Quartier mit einheitlicher Gestaltung zubrachte. Hier finden sich, vom Steinengraben bis hinüber zum Spalentorweg, jene schlichten, gut ausgewogenen, meist zweigeschossigen Häuserreihen, die dem sonst verpönten 19. Jahrhundert etwas von seiner Ehre zu retten vermögen.

Vom Ausgangspunkt der «Lys» aus schritt die Niederlegung und das Ausfüllen der Gräben rasch nach beiden Seiten weiter. Nachdem der Stadtgraben bis zur Fröschgasse hin (heute innere Schützenmattstraße) verschwunden war, mußte auch das Fröschenbollwerk fallen. Schon 1861 hatte man die Mauer südlich davon und die Auffahrtsrampe entfernt, um einen Ausgang nach der Schützenmatte zu schaffen; am 30. Dezember 1865 sprengte der mit dem Abbruch des Bollwerks beauftragte Unternehmer den wuchtigen Quaderbau kurzerhand in die Luft, wobei mehrere Häuser in der Umgebung Schaden litten. Auch südlich der «Lys» war am nunmehr eingeebneten Steinengraben das Leonhardsbollwerk im Wege. Hier ließ der Kleine Rat durch Arbeitslose der Seidenindustrie größere Arbeiten durchführen, wobei der alte Wehrbau aus dem 16. Jahrhundert, von dem wir leider keine Abbildung aus der Nähe besitzen, verschwand. Gleichzeitig wurde die Weiterführung des Steinengrabens bis zum Birsig vorbereitet und geplant, den Straßenzug über einen hohen Viadukt zum Bahnhofquartier jenseits des Tales hinüberzuleiten. Da diese Brücke nie zur Ausführung kam, obgleich sie nochmals in einer Stadtplankorrektion um 1930 auftauchte, läuft bis heute der Steinengraben als «Sackgasse» in die nach 1861 geschaffene Parkanlage hinein.

Leider mußte 1865–1867, anschließend an die Umwandlung der Steinenschanze, auch die höchst interessante Wehranlage fallen, die das Birsigtal und den Einlauf des Flusses in die Stadt während Jahrhunderten zu sichern hatte. Wäre dieser Teil der Befestigung stehen geblieben, so besäße Basel ein Baudenkmal, wie wir es höchstens noch in berühmten fränkischen Fremdenstädten finden. Der Zeitgeist aber fand wenig Verständnis für solche «Hindernisse». 1865 mußte die

Doppelmauer über den Birsig der neuen Brücke zum Auberg weichen. Im Herbst 1866 fiel das *Steinentor*; seinen Abbruch begründete man damit, daß es einerseits dem Verkehr hinderlich sei und anderseits seiner Lage im Talgrund wegen doch kein charakteristisches Merkmal darstelle. Wäre der Torturm damals stehen geblieben, dann hätte er bestimmt der baulichen Entwicklung zum Opfer fallen müssen, die nach 1950 in der alten «Steinen» einsetzte; für bescheidene Zweckbauten, wie sie die Vorfahren errichteten, ist leider, neben Hochhäusern unserer aus allem Maß geratenen Zeit, weder Raum noch Sinn mehr vorhanden.

Auch in Kleinbasel waren schon 1862 Wünsche nach dem Verschwinden des Mauergürtels laut geworden. Im folgenden Jahre, als der Neubau der Kaserne den größeren Teil des Klingentalklosters umgewandelt hatte, ergaben sich notwendigerweise Veränderungen an der Ringmauer, die das Klosterareal auf drei Seiten umgab, zumal auch der Untere Rheinweg aufgeschüttet worden war. Der sogenannte «Schindgraben», der bisher den untersten Teil der rechtsufrigen Stadt geschützt hatte, wurde nun mitsamt der anstoßenden Befestigung entfernt; die auf der Auffüllung entstandene Straße hieß fortan Klingentalgraben. Den Abbruch des *Bläsitores* hatten einige Bürger schon im Frühjahr 1862 verlangt; aber die Regierung war nicht dafür, noch in ihrem Ratschlag vom 5. Oktober jenes Jahres sprach sie sich für Beibehaltung des Tores aus, da der dortige Stadtausgang für den Verkehr genüge. Dafür wurde in der Umgebung des *Riehentores* mit Arbeiten begonnen, die fürs erste der Füllung der dortigen Stadtgräben galten. Kaum war dies geschehen, so ließ sich die Regierung auf Wunsch von Anwohnern dazu herbei, den Abbruch des Riehentores anzuordnen, und zwar mit der Begründung, «daß dieser an sich schöne Turm unhaltbar geworden, seitdem die ihm benachbarte Stadtmauer verschwunden und ein richtiges Verhältnis des Tores zu seiner Umgebung nicht mehr herzustellen sei». 1864 war sein Abbruch vollendet.

Trotzdem die Beseitigung der Befestigungen im untern Kleinbasel auch weiterhin rasch vorwärts getrieben wurde, hielt die Regierung noch immer an der Erhaltung des Bläsitores fest. Der Claragraben wurde 1865 nun auch im untern Teil eingeebnet; die Schanze beim Drahtzug verschwand völlig, die benachbarten Ringmauern fielen, zusammen mit dem «Ketzer- oder Rumpelturm», der die Nordostecke Kleinbasels bisher markant bewacht hatte. Dann wurde die Befestigung von dieser Ecke bis zum Bläsitor beseitigt und die Klingen-

talstraße angelegt. So ließ sich schließlich auch das Bläsitor nicht mehr halten; 1867 wurde es, als das vierte Tor der äußern Stadtbefestigung, niedergerissen. Nun standen nur noch drei Tortürme der äußern neben zwei Schwibbogen der innern Stadtmauer: St. Johanntor, Spalentor und Albantor, sowie St. Johann- und St. Alban-Schwibbogen. Ihnen allen drohte das gleiche Schicksal.

Nachdem schon im Jahre 1867 mit der Auffüllung des Stadtgrabens vom Spalentor bis zum Petersplatz begonnen worden war, genehmigte der Große Rat im Dezember des folgenden Jahres einen Vertrag, nach welchem die Universität den «Hohen Wall» beim Petersplatz erhielt, damit diese mit großzügiger Hilfe der Akademischen Gesellschaft auf einem Teil des Areals das nach der berühmten Mathematikerfamilie genannte «Bernoullianum» erbauen konnte. Bisher war der «Hohe Wall» durch das Stadterweiterungsgesetz von 1859 ausdrücklich von der Schleifung ausgenommen gewesen. Nun, da keine Verpflichtung dem Kanton Baselland gegenüber mehr bestand, konnte die Stadt frei über das Gelände der Befestigungen verfügen und es auch zu andern Zwecken als nur für Straßen und Parkanlagen verwenden. So war schon 1863 die sogenannte «innere Schanze» beim St. Albantor an Private veräußert worden. Immerhin kamen solche Verkäufe, die den freien Platz für die Allgemeinheit verminderten, auch jetzt noch recht selten vor.

Anschließend an den «Hohen Wall» wurden auch die Gräben ausgefüllt, welche einerseits die heutige Klingelbergstraße, anderseits die Bernoullistraße ergaben. Die «Neue Vorstadt», später Hebelstraße geheißen, erhielt einen Ausgang ins westliche Gelände, am markanten Turme «Luginsland» vorbei, der bald darauf ebenfalls verschwand. Im folgenden Jahre, 1869, begannen die Veränderungen an jenem Teil des Stadtgürtels, der als letzter noch 1843 mit dem «Eisenbahntor» angelegt worden war und der laut Gesetz von 1859 hätte bestehen bleiben sollen. Hier wurden nun vorerst, obgleich man keineswegs mehr an die Erhaltung dachte, anstelle der bisherigen Brücken feste Ausgänge durch Auffüllen der Gräben gewonnen.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, bei St. Alban, wurde gleichzeitig die äußere große Schanze zu einer Parkanlage umgewandelt. Die Regierung schlug im Mai 1870 die Beibehaltung und Instandstellung des dortigen Torturmes vor; doch wurde dieser Ratschlag vom Großen Rat zurückgewiesen. Erst als der Kleine Rat berichten konnte, daß einige Freunde des St. Albantores eine Summe

von Fr. 3000.– an die Kosten der Restaurierung beisteuern wollten, zeigten sich die Großräte im Februar 1871 mehrheitlich mit der Erhaltung einverstanden. Bald darauf wurden die Arbeiten in Angriff genommen. Der Torturm erhielt das wenig schöne Aussehen, das er heute noch besitzt.

Bald darauf, 1874, versuchte man auch beim St. Johanntor eine «Verschönerung» vorzunehmen. Anstelle des flachgeneigten Pyramidendaches erhielt der wuchtige Torturm ebenfalls einen andern Dachaufbau, mit einem Glockentürmchen endend. Heute sähen wir lieber wieder das schlichte, ziemlich nieder gehaltene Pyramidendach von einst. Glücklicherweise blieb die Schanze bestehen, die sich hinter der mittelalterlichen Mauer zum ehemaligen Thomasturm am Rhein hinüberzog. Dagegen wurde der auf der gegenüberliegenden, westlichen Seite des Tores gelegene Ravelin von 1623 vollkommen zum Verschwinden gebracht.

Die wenigen übriggebliebenen Teile der *äußeren* Stadtbefestigung Großbasels machten den Basler Behörden weiterhin zu schaffen. Der Ratschlag, den die Regierung am 7. Dezember 1874 dem Großen Rate vorlegte, wonach auch die bisher von der Schleifung ausgenommenen Teile der Fortifikationen niedergelegt werden sollten, wurde am 18. Januar des folgenden Jahres von den Volksvertretern genehmigt. Durch diesen unentwegten Abbruchwillen wurden die drei noch stehenden Tore der äußern Befestigung nicht mehr gefährdet: Von Spalentor, St. Johanntor und St. Albantor sprach niemand mehr. Dagegen fielen die im Zusammenhang mit dem Eisenbahntor vor dreißig Jahren neu erstellten Mauer- und Wallanlagen zwischen der Hebelstraße und dem St. Johanntor. Es verschwand auch das Mauerstück vom Petersplatz bis zum «Bernoullianum». In Kleinbasel blieb die Befestigung, die von der Theodorskirche bis zum Rhein hinunterlief, mitsamt dem Isteinerturm an der landseitigen Ecke, am längsten stehen. Diese letzten landseitigen Befestigungen fielen 1876/79 dem Bau der Wettsteinbrücke zum Opfer. Nur die früher direkt am Rheinufer stehenden Türme, die ins Areal des Waisenhauses einbezogen sind, blieben bis heute erhalten.

Noch waren von den Toren der *inneren* Stadtbefestigung deren zwei übriggeblieben. Ihr Todesurteil ließ nicht mehr lange auf sich warten. 1873 wurde der St. Johann-Schwibbogen, einst Kreuztor geheißen, niedergelegt. Damit verlor der Blumenrain, einst eine der reizvollsten Gassen Basels, seinen oberen Blickpunkt; auch der «Seidenhof», hi-

storisch und baulich aufs engste mit dem Tor verbunden, kam um seine Dominante. Wenige Jahre darnach fiel auf der entgegengesetzten Seite der Innerstadt der St. Alban-Schwibbogen, früher Kunos-Tor oder auch «Bärenhaut» genannt. Sein Verschwinden war durch das Niedrigerlegen der Zufahrtsstraßen zur neuen Wettsteinbrücke 1877/79 bedingt, ist aber besonders bedauerlich, weil die zum Münster hinführende Gasse einen solchen Abschluß gegen außen dringend nötig hätte.

Seit dem Erlaß des Stadterweiterungsgesetzes von 1859 waren zwanzig Jahre vergangen. In dieser kurzen Zeit hatte sich das Aussehen Basels vollkommen gewandelt. Der Mauergürtel mit seinen Türmen und Toren, Bollwerken und Schanzen, wie er vom Mittelalter bis ins vergangene Jahrhundert das Aussehen und die Eigenart jeder richtigen Stadt mitprägen half, war durch die rasch sich mehrende Bevölkerung und deren Wohn- und Verkehrsbedürfnisse nicht nur gesprengt, sondern sozusagen völlig zum Verschwinden gebracht worden. Das Wohlbehütetsein der guten alten Zeit, das durch die Stadtmauern mit ihren Abend für Abend geschlossenen Toren deutlich zum Ausdruck kam, die wundervolle Stille in den Gassen, die nur durch den Ruf der Wächter und das Raunen der Brunnen unterbrochen wurde, war für immer dahin. Mit der Freiheit, die dafür eingetauscht wurde, zog rasch die Unrast ein, der nun die allseits offenen Gassen und Plätze mitsamt den Bewohnern hilflos preisgegeben sind. Hast und Lärm sind die Zeichen, die unsere merkwürdige Zeit kennzeichnen. Und obgleich die alten Kriegs- und Wehrbauten verschwunden sind, ist doch nicht Friede geworden.